



Landolf Scherzer zum 80. Geburtstag

Inhaltsverzeichnis

Bodo Ramelow
Missverständnisse über eine lange Nase. *Landolf Scherzer zum Achtzigsten* – 3

Wulf Kirsten
Brief an Landolf Scherzer zum 80. Geburtstag – 4

Peter Drescher
Knackwurst und Kumpeltod – 5

Martin Straub
Unterwegs – *Landolf Scherzer zum 80. Geburtstag* – 5

Wolfgang Haak
Auf hoher See im Wohnzimmer – 7

Kathrin Groß-Striffler
Das Boot – *für Landolf Scherzer zum 80.* – 8

Jens Kirsten
»Sie wollen doch nicht hungrig bleiben, während wir essen?«
Unterwegs mit Landolf Scherzer – 10

Michael Hametner
Seine Gabe ist der genaue Blick – 13

Alfred Erck
Landolf Scherzer als Gärtner – 15

Holger Uske
Episoden hinterm Rennsteig – Wie ich Landolf Scherzer erlebte – 19

Hans-Dieter Schütt
Sicht ist mehr als Ansicht – 22

Annerose Kirchner
»kiki« erinnert sich – *für Landolf Scherzer* – 25

Christa Geisthardt
Brief an Landolf Scherzer – 27

Jens-Fietje Dwars
Was ist politische Literatur? – *für Landolf Scherzer* – 29

Frank Quilitzsch
Ein Gespräch im TLQ über den abwesenden Herrn Scherzer – 30

Rechtsnachweis / Impressum – 33

Bodo Ramelow

Missverständnisse über eine lange Nase – Landolf Scherzer zum Achtzigsten

Ein von mir hochgeschätzter Literat wird 80 Jahre alt. Viel wäre über Landolf Scherzer zu sagen. Wollte man ausführlich über ihn oder seine Eigenschaften referieren, ergäbe sich am Ende das Bild eines im Weber'schen Sinne idealtypischen Autors und Intellektuellen. Doch ich weiß, dass Landolf wenig Wert auf übermäßig viel Pathos dieser Art legt. Deshalb möchte ich bei meiner Würdigung nah am Menschen Scherzer bleiben, dessen Lebensweg sich mit meinem an vielen Stellen kreuzte.

Ich lernte den Jubilar in den 1990er-Jahren bei einigen seiner Lesungen kennen und schätzen. Insbesondere in der Zeit, in der wir an der Erfurter Erklärung arbeiteten, um im - in vielerlei Hinsicht bleiern - Nachwendezehnt eine solidarische, ökologische und gerechte politische Alternative auf den Weg zu bringen, war Landolf Scherzer öfter ein kritischer und konstruktiver Diskussteilnehmer. Meine ganz persönliche Geschichte ist über mehrere seiner wichtigen Bücher mit dem Wirken von Landolf Scherzer verbunden. In seiner 1988 erschienenen und heiß diskutierten Monographie »Der Erste« begleitete er den letzten SED- Kreissekretär von Bad Salzungen, Hans-Dieter Fritschler, durch eine stürmische Zeit – und lieferte erstmals eine ungefilterte Innenansicht auf den Parteiapparat der SED. Jener Funktionär, Hans-Dieter Fritschler, sollte im Jahr 1999 mein Wahlkampfleiter werden als ich mich das erste Mal um ein Landtagsmandat in Thüringen bewarb. Wenige Jahre nach »Der Erste« – die Mauer war gefallen und ich als Gewerkschafter in Thüringen angekommen – folgte die literarische Fortsetzung mit – ein klassisches Scherzer'sches Stilmittel – »Der Zweite«.

Geographisch beschäftigte sich der Band mit derselben Region – nur mit anderen Personen und unter völlig neuen geopolitischen Voraus-

setzungen. Hauptakteur war dieses Mal der letzte Landrat des Kreises Bad Salzungen vor der Kreisgebietsreform (1992-1994) Stefan Baldus. Mit eben jenem Politiker legte ich mich im Jahr 1999 heftig an. Als Geschäftsführer einer landesmittelbaren Gesellschaft war er nach meinem Dafürhalten nicht korrekt mit Fördermitteln umgegangen. Als Politik-Frischling stach ich durch meinen Kampf für Transparenz in ein Wespennest und hatte in diesem Kontext gleich mehrere Gerichtsverfahren von Herrn Baldus – mit dem ich mich heute übrigens gut verstehe – zu absolvieren. Zwei Figuren aus Landolf Scherzers Texten begleiteten also den frischen Abgeordneten Bodo Ramelow auf ganz unterschiedliche, aber umso prägendere Weise.

Zu Landolfs und meiner geteilten Geschichte gehören sodann die Stunden, die wir in Gespräche versunken im Landtag miteinander verbrachten. Ich erinnere mich noch gut an den – beständig in seinem Kaffee rührenden – Landtagskorrespondenten, der hoch interessiert nachfragte, was dieser Abgeordnete, den sie »Mr. Internet« nannten, mit dem neuen Medium anstellte. Landolf verstand es schon damals meisterhaft, durch pointiertes Nachfragen einer Sache nicht nur für Lesende auf den Grund zu gehen, sondern auch dem Befragten gänzlich neue Perspektiven auf sich selbst und sein eigenes Tun zu eröffnen.

Und wie ich schon der »Der Erste« und »Der Zweite« bei mir bestimmte Assoziationen weckten, verbinde ich auch mit seinem dritten Buch, »Der Letzte«, eine besondere Erinnerung. In dem Text – dessen Titel darauf verweist, dass Landolf Scherzer der letzte registrierte Landtagskorrespondent in Erfurt wurde – verglich mich der Literat in seiner so singulären Sprache mit Pinocchio. Und es kam, wie es kommen musste: Ich dachte bei der Geschichte von Pinocchio als Westdeutscher natürlich unmittelbar an die Nase, die jedes Mal ein Stück länger wurde, wenn die kleine Puppe log. Als ich Landolf verärgert auf diesen Vergleich ansprach, erwiderte er etwas ungehalten, dass Pinocchio nicht nur eine lange Nase, sondern auch ein unfassbar fesselndes

und faszinierendes Leuchten in den Augen hätte – gerade dann, wenn er wieder etwas im Schilde führte. Genau dieses Attribut habe er mit mir verknüpft. Mit diesem Gedanken konnte ich mich natürlich schnell anfreunden.

Episoden wie die oben geschilderte weisen den Jubilar einmal mehr als einen scharfsinnigen Beobachter aus, der seinen Lesern nie einfach zugänglich sein wollte. Er forderte sie zum Mitdenken auf, allerdings nie in dem Sinne, dass er mit einer gedrechselten und voraussetzungsvollen Sprache von Vornherein bestimmte Lesergruppen ausgeschlossen hätte. Wenn er schrieb, wollte er immer das Publikum an seinem Denkprozess teilhaben lassen oder gar gemeinsam mit ihm neue Horizonte erschließen.

Letzteres – das Erschließen neuer Horizonte – wagte Landolf noch einmal mit seinem Band »Der Rote«, in dem er mich als ersten linken Ministerpräsidenten Deutschlands in meinen ersten Wochen im Amt begleitete.

Das große Wegstück, das Landolf Scherzer und ich miteinander gegangen sind, steht nicht nur für die Verbundenheit zwischen zwei Menschen. Es steht gleichermaßen für einen wichtigen Ausschnitt der Thüringer Landesgeschichte, den wir gemeinsam durchschritten, und ja, manchmal auch durchlitten haben.

Es ist mir daher eine umso größere Freude, dir, lieber Landolf, von Herzen alles Gute für das neue Lebensjahrzehnt zu wünschen. Ich freue mich auf weitere intellektuelle Wanderungen mit dir – egal, ob beim Kochen, beim Schreiben oder beim Denken!

Wulf Kirsten

Brief an Landolf Scherzer zum 80. Geburtstag

Lieber Landolf,

nun wirst auch Du eingemeindet in die Seniorenriege, in der ich Dir bereits einige Jahre in Richtung komplettes Saeculum voraus bin, schwer beladen mit (nicht nur!) deutsch-deutscher Geschichte, die sich partout nichts abhandeln lässt. In aller Kürze ein collegial-cordiales Grußwort in freundschaftlicher Verbundenheit, die von weit her kommt bei allen literarischen und vielleicht auch politischen Unterschieden angesichts diverser Ansätze und probierender Einstiege. Die bekennerrhafte Verbundenheit hat mit intellektueller Redlichkeit zu tun.

Wenn auch ich etwelche Schuhsohlen per pedes apostolorum abgelaufen habe, ohne dass ich die Kilometer auch nur annähernd zu schätzen vermag, stellst Du allein dieses Pensum weit in den Schatten. Natürlich bewundere ich Dich als monomanischen Grenzgänger, allwo wir uns allenfalls nur mal punktuell kurzzeitig hätten begegnet sein könnten.

Wenn sich fortan exorbitante Wanderungen, 30-km-Tagesmärsche und dergleichen Bewegungen nicht mehr bewältigen lassen, so hilft das langjährige Training, Exkursionen ins Gelände passabel zu bestehen. Möge nun das neue Dezennium Dir zu der abverlangten wie selbst auferlegten Spannkraft zu der nötigen physischen wie psychischen Stabilität verhelfen.

Keine Ahnung, wie weit vorn, wie weit hinten ich mich unter Deine Gratulanten einreihen darf, ich drücke Dir die Hand.

Dein Wulf Kirsten

Peter Drescher

Knackwurst und Kumpeltod

Die Bücherwürmer trafen sich allmonatlich im Kulturraum der Bibliothek Bad Salzungen, lasen eigene Werke vor, nahmen die Referate des Leiters entgegen, kritisierten, lobten, oft genossen sie einfach nur das gesellige Beisammensein. Sie wollten auch große Schriftsteller begrüßen, wollten sie hautnah erleben, von ihnen lernen. Es klappte nicht. Dabei gaben sie ihrem Zirkel namens Schreibende Werktätige extra den Titel Literaturkreis Wartburgkreis, nicht, weil viele gar nicht mehr werktätig waren, sondern der Attraktivität wegen.

Der nimmermüde Chef telefonierte, schickte Mails, sandte schön gestaltete Briefe. Nichts. Kein Hermann Kant, kein Loest, keine Christa Wolf beachtete sie. Manche Autoren schoben dringendere Termine vor. Was zudem eine riesige Hürde darstellte, waren die üppigen Honorarforderungen, denen nachzukommen dem kleinen Verein unmöglich war. Und so wurden weiterhin dichtende Pfarrer, kluge Lehrer und ein Redakteur, der nach eigenen Bekundungen kurz vor dem Nobelpreis stand, als Ehrengäste willkommen geheißen.

Stopp! Weiß der Himmel, es ging auch anders. Ein einziges Mal, unvergessliche Seltenheit, durften sie doch einen Großen empfangen: in einer der letzten Zusammenkünfte des Jahres 1995 weilte der fünfundsüßzigjährige Landolf Scherzer unter ihnen. Ohne Honorar – mit zwei Knackwürsten wäre er zufrieden, ließ der brillante Schreiber literarischer Reportagen verlauten, jawohl jener Scherzer, der erst vor wenigen Jahren mit seinem »Ersten« für Furore sorgte. Die Zirkelmitglieder konnten eine gewisse Spannung nicht verbergen. Frau Doktor mit den im Kreis herausragenden Texten freute sich sehr auf den hohen Gast, Handwerker Franz, das ortsbekannte beliebte Unikum, trug einen nagelneuen hellgrünen Pull-over, der raffinierte Krimis produzierende streng krawattierte Ex-Schuldirektor wölbte stolz die Brust. Und vor der munteren Helga

lag, bereit zum Widmen von des Meisters Hand, ihr eben fertiggestellter Liebesroman.

Aufregung, Sondergarderobe und schüchterner Respekt wären gar nicht nötig gewesen, denn Landolf Scherzer präsentierte sich verträglich, baute locker Schranken ab, ließ auch Komödiantisches aufblitzen, und nie blieb er steif auf dem Podiumsstuhl kleben. Er beantwortete geduldig Fragen, gab mancherlei professionelle Tipps, und er nahm zum Schluss doch noch Honorar entgegen. Nämlich eine Flasche 'Kumpeltod', den vor Jahren gegen Hergabe einer Sondermarke den Kalibeschnapsen spottbillig im Konsum verkauften Schnaps. Ein Mitglied des Literaturkreises hatte die letzte Flasche im Keller wie seinen Augapfel gehütet. Jetzt fand sie eine ehrenvolle Bestimmung.

Martin Straub

Unterwegs

Landolf Scherzer zum 80. Geburtstag

»Hier wurden nicht nur Fische geschlachtet, sondern auch liebgewordene Klischees«, schrieb Matthias Biskupek in seinem treffsicheren Nachwort 1986 zu der Paperback-Auflage »Fänger & Gefangene, 2386 Stunden vor Labrador und anderswo«, im Greifenverlag erschienen. Dieser Band war dann auch der Anlass, dass ich Landolf Scherzer kennenlernte. Wir saßen in der »Ludwigsbug« zu Rudolstadt im sogenannten »Kritikerseminar« zusammen. Mein Gott, das war vor über 30 Jahren. Ich erinnere mich, wir kamen sofort ins Gespräch. Besser, er kam mit mir ins Gespräch. Ich hatte den Jenaer germanistischen »Elfenbeinturm« verlassen. Wann kam man schon mal mit Autoren zusammen. Landolf war freundlich und mit neugierigem Blick, so von schräg unten nach oben. Erst später wurde mir klar, dass diese Charakterzüge eine Grundvoraussetzung seines Schreibens waren.

»Wovon wird einer klüger? Indem er zuhört / Und indem man ihm etwas sagt«, heißt es in Brechts »Lied über die guten Leute«. Doch es



Matthias Biskupek, Frank Quilitzsch, Martin Straub, Landolf Scherzer – Foto Siegfried Nucke

ist nicht allein das Zuhören. Sondern es hat eine Empathie für den Anderen zur Grundlage. Neugier allein würde da nicht reichen. Aber sie spielt natürlich eine Rolle für ein Gestaltungsprinzip seiner Reportagen, das auf die zufällige Begegnung baut. »Wer nichts von Irrwegen weiß, erfährt auch nichts von Wegen«, sagt er in seinem jüngsten Gesprächsbuch mit Hans-Dieter Schütt. Aber was ist ein Irrweg, wenn sich herausstellt, es war gar keiner?

Ich habe zum Anlass seines 70. Geburtstages mal vom »Umbogen« als erzählerischem Lebensprinzip für den Fortgang von den Reportagen gesprochen. Der »Umbogen« ist nicht gleichbedeutend mit einem Irrweg, schon gar nicht mit dem Seitensprung. Den lass' ich sowieso mal aus. Der Umbogen, der Wortklang sagt es schon, ist ja eigentlich etwas für sächsische Gemütsmenschen, die sich Zeit nehmen und auf Entdeckungen aus sind und schließlich entdecken, dass sie ihrem »dunklen Drange« folgen müssen, um den »wahren Weg« zu entdecken. Entdeckung, damit sind nicht allein die unterschiedlichsten Länder und Regionen gemeint.

Wo war dieser unermüdliche Reporter nicht überall: Mocambique, Kuba, China, Russland, die Ukraine und, und, und. Doch das sagt ja wenig über das Ganze. Die Kunst Scherzers besteht darin, die Leute zum Erzählen zu bringen und das Gesagte gedruckt, wohl gemerkt, gedruckt, authentisch weiter zu reichen, ohne ihm dabei den mündlichen Gestus zu nehmen. Dabei kommentiert er nicht, wie ein Erzähler, der alles eh schon weiß. Das ist ein großer Vorzug seines Erzählens. Er braucht nur wenige Striche, um seine Figuren zu zeichnen. Das Detail wird bedeutsam. Dabei hat er ein soziales Gewissen und Mitgefühl. Das schätze ich an Landolf Scherzer besonders. Gradmesser für den Zustand einer Gesellschaft ist für ihn, wie sie sich um ihre schwächsten Glieder kümmert. Man lese in dem Band »Mitleid ist umsonst, Neid musst du dir erarbeiten«: »Rita S. (43): »Ich sprang nicht ... ich heulte nur.« Oder in der Reportagesammlung »Letzte Helden«, »Zwei Versuche mich Tschernobyl zu nähern«. »Habt ihr denn in der Ukraine keine Sanatorien, in denen sich strahlenbelastete Kinder aufhalten können? [...] Sie lächelte und sagte nur: »Ihr Kascha wird kalt«.

Landolfs Vorzug: er war und ist unbequem, das war so vor 1989 und auch danach. Das Totschlag-Argument von der »verzerrten Wirklichkeit« kennt er zur Genüge. Das gab es zu DDR-Zeiten und etwa 2005, als der »Grenzgänger« erschien. Ich begleitete ihn nach dem Erscheinen des Buches zu einer Lesereise durch Thüringer Grenzorte. Da flogen die Fetzen. Das ging bis zu Morddrohungen. Und ich staunte schon, was nicht so eine Reportage alles bewirken kann. Übrigens auch die Versöhnungsschnäpse nach harten Debatten. Und sowieso, wenn man mit Scherzer unterwegs ist, bewundert man seinen unergründlichen Zauberrucksack. Was holt er da nicht alles heraus: Knack- und Blutwurst, Speck, selbst angebaute Tomaten und Zwiebeln. Jüngst verkündete er Michael Hametner: »Ich bin ein Dorfschriftsteller«.

Vielleicht mag man sich wundern, dass ich nicht die drei Folgebände auf den »Ersten, Protokoll einer Begegnung« wenigstens mit einem Satz würdige. Das Protokoll über Hans Dieter Fritschler, den sympathischen Parteiarbeiter ohne Allüren, erschien am Ende der DDR und konnte da nur 1989 erscheinen. Ein weitsichtiger Band über die Provinz, die Bürokratie und warum HDF die DDR nicht retten konnte. Bei den Folgebänden finde ich vor allem das Umfeld interessant, weniger die zentralen Figuren, alles geübte Redner. Landolf weiß die Provinz zu schätzen, nicht die Zentren der Macht.

Ich habe ihm in vieler Hinsicht zu danken für seine Freundlichkeit und für sein Mitgefühl in schweren Stunden. Von ganzem Herzen die besten Wünsche zum 80. Geburtstag. Mag ein abgewandeltes Brecht-Gedicht alles sagen. Eigentlich macht man das ja nicht. Aber so passt es nach Dietzhausen.

Der Rauch

Das kleine Haus unter Bäumen am Wald
Vom Dach steigt Rauch
Fehlte er
Wie trostlos dann wären
Haus, Bäume und Wald.

Wolfgang Haak

Auf hoher See im Wohnzimmer

Ich stand im Wohnzimmer. Tisch und sechs Stühle. Weiße Tischdecke, auf der gestickte Blümchenmotive zu blühen versuchten. Unheimliche Hydroplanzen auf den Fensterbrettern. Eine Lampe mit vier Rauchglasschalen unter der grauen Decke. Der Fernsehtisch, das Sofa und die kleine Kommode, auf der in einem Aquarium Fische endlose Kreise auf engstem Raum zogen. Und auf dem Tisch ein Buch. Landolf Scherzer, Fänger & Gefangene, 2386 Stunden vor Labrador, Greifenverlag Rudolstadt. Der Umschlag suggerierte einen Blick aus einer Röhre, aus einem Bullauge oder durchs Fernglas hindurch. Meer, Eisschollen, ein Schiff in der Ferne. Kriegsschiff, wenn man nach dem Titel urteilen würde: Fänger & Gefangene. Das Kaufmanns- und in der Mitte störte glücklicherweise diesen Eindruck.

Ich nahm zögernd das Buch und setzte mich auf das Sofa. Landolf Scherzer? Wer, beim Klambautermann, war dieser Scherzer? Schrieb der Kerl unter Pseudonym? Ich schlug das Buch auf und begann zu lesen. Merkwürdig, spätestens als das Fangschiff Baujahr 1962 im Rostocker Hafen die Anker gelichtet hatte, spürte ich plötzlich die Bewegung des Sofas, auf und ab, auf und ab. Die Lampe mit vier Rauchglasschalen schaukelte dazu im Rhythmus. Ein strenger Geruch aus Schweiß, Diesel und Fisch breitete sich im Zimmer aus. Dort, wo der Stamplatz von Fernsehtisch und Kommode war, stand jetzt eine Hackwanne neben der Filetiermaschine. Von unten hört man das ewige Dröhnen der Motoren.

Das Aquarium schwappte über. Ich bemerkte es nicht, denn ich las und las, während ich allmählich, wen wundert's, seekrank wurde. Die harmlosen Fische des Aquariums waren mittlerweile zu Rotbarsch, Hering und Makrele mutiert, die frei in großen Schwärmen im Zimmer herumschwammen oder an den Blättern der Hydrokulturen nagten. Mit einem Schlag

flog die Tür auf und herein traten Dombrowski, Widder, Opa und Odysseus. Schichtende. Sie zündeten sich eine F6 an und betrachteten mich, wie man eine Jungfrau auf hoher See betrachten würde. Hast du Landolf gesehen, fragten sie süffisant. Ich las ungerührt weiter. Schulterzuckend verließen sie den Raum. Oder war ich da bereits auf Landgang in St. John's, am Tresen einer Bar, wo es Klaren gab, der einen kurzzeitig erblinden ließ. Ganz zu schweigen von der Kanadierin in ihrem himmelweichen Bett. Wir waren da gewesen, wo man nicht sein durfte, und kehrten mit schweren, etwas zögerlichen Schritten doch an Bord der schwimmenden Fischfabrik des Fischkombinats Rostock zurück. Und ich sah wieder die Männer unter Deck schufteten, hörte sie reden über Planerfüllung, Misslichkeiten und Träume und fluchen auf die Grenzen dieser fangschiffgroßen Exklave der DDR.

Jetzt schwankte das ganze Zimmer. Mir wurde übel. Breitbeinig stampfte ich zum Fenster und riss es auf. Weit wogender Atlantik vor mir, wo sonst der Wäscheplatz lag. Klare Luft. Möwenschrei. Alles, was dazu gehört. Und plötzlich stand er neben mir, Landolf Scherzer höchstpersönlich, nahm sein Buch aus meiner Hand und begann mit der rauen Stimme des Seefahrers und Fischverarbeiters folgende Sätze daraus vorzulesen: »Schweigend genießen wir an Deck den Anblick der schneebedeckten, gespreizten Felsenschenkel, die weit ins Meer ragen und in deren Geborgenheit wir nun hineingleiten. Trotz der zehn Grad Kälte beginnen wir vor Aufregung zu schwitzen. Ein Fort am Eingang zur Bucht, dann riesige Öltanks, Blechbaracken, Blockhäuser, Fischerkähne und zwei Frachter, Hochhäuser, Straßenlärm, eine große, aus Felssteinen gebaute Kirche auf dem Berg über der Stadt ...« Ja, ja, stammle ich heute mit Tränen in den Augen angesichts dieser Küste. Fischgeruch im ergrauten Haar und den Duft der weiten Welt von damals in der Nase. Ja, genau so war es. Und ich bin dabei gewesen, unter und über Deck, auf hoher See und zu Land. Immer noch Arbeiter, Matrose, Maschinist, Kumpel, Fänger und Gefangener randvoll mit dem Fernweh von einst. Dank Dir, Landolf Scherzer!

Kathrin Groß-Striffler

Das Boot

für Landolf Scherzer zum 80. Geburtstag

Obwohl der Chris Green Lake auf jeder Karte des Staates Virginia als winzigkleiner blauer Fleck eingezeichnet ist, macht sich nur selten jemand die Mühe, die knapp zwei Meilen Fußweg von der Straße bis zum Seeufer zu gehen. Das mag daran liegen, dass der Weg uneben und steinig und zu manchen Jahreszeiten, wenn tagelange Regenfälle den Boden aufgeweicht haben, fast unpassierbar ist, vielleicht auch daran, dass es keine nennenswerten Fischvorkommen gibt. So liegt der See einsam und still in seiner Mulde am Fuß der Blue Ridge Mountains, deren bewaldete Bergketten von dunstig-kühlem Blau sind, wohingegen das Wasser des Chris Green Lake, seinem Namen entsprechend, grün ist, grün wie dunkles Moos.

Terence hat sein Boot in einer kleinen versteckten Bucht vertäut, mitten im Schilfgras, das fast mannshoch den See umsteht und dessen lange, gerade Blätter mit einem papierenen Geräusch aneinander reiben, das ihn entzückt. Er kommt oft zum See, so oft er kann, macht dann die Leine los, watet ins Wasser, im Sommer mit nackten Beinen, ansonsten mit Gummistiefeln, und klettert vorsichtig ins Boot, so geschmeidig, dass es kaum schaukelt. Dann setzt er sich auf die Holzbank, paddelt ein Stück vom Ufer weg, legt das Paddel in den Schiffsrumpf, hängt eine Hand in das dunkle weiche Wasser und lauscht auf die Geräusche, die der See macht: das leise Schwappen der Wellen, den Wind im Schilf, den Singsang der Frösche, und, manchmal, dem steten Tröpfeln des Regens.

Er hat bis heute nie jemanden mit hierher gebracht; er fühlt sich selbst fast wie ein Eindringling, bemüht sich, kein unnötiges Geräusch zu machen; es käme ihm nie in den Sinn, eine Melodie zu pfeifen oder zu summen, und wenn er wieder an Land ist und den Weg, der sich am Seeufer entlang durch niedrig wachsendes Gebüsch schlängelt, noch ein

wenig verfolgt, vermeidet er es nach Möglichkeit, auf dürre Äste zu treten, rollt die Füße weich ab, wie er das Indianer hat tun sehen; er will nicht stören, nur unauffällig teilhaben an der Stille ringsum.

Dabei ist es nicht so, dass er sich weitab von jeglicher Zivilisation befände. In der Ferne hört er gelegentlich Hunde kläffen, und er weiß, dass dort verstreut Anwesen liegen, einfache Häuser aus rotem Backstein, in denen Menschen wohnen, die mit Vorsicht zu behandeln sind. Manchmal wird er in eines dieser Häuser gerufen, weil dort Teppiche zu reinigen sind und er sich auf diese Weise Geld für sein Studium verdient, und dann verhält er sich genau so zurückhaltend wie hier am See: er macht nicht auf sich aufmerksam, er stellt keine Fragen, er verrichtet ruhig und zielstrebig seine Arbeit, und wenn er etwas sieht, das ihm zu denken gibt, das blau geschlagene Gesicht einer Frau etwa oder ein Kleinkind, das mit einem Riemen an ein Stuhlbein gebunden ist, dann schaut er schnell weg und auf die dicken Zotteln der Teppiche, die er gründlich shampooiert, bis sie sauber sind und er gehen kann. Und wenn er die Ortschaft verlässt – was ein wahrer Spießrutenlauf sein kann, weil dann viele Bewohner vor ihre Häuser treten und ihm nachblicken, abschätzig, drohend, triumphierend – und die Einschusslöcher im Ortsschild sieht, weiß er, dass es ratsam gewesen ist, vorsichtig zu sein.

Was genau ihn bewogen hat, die junge deutsche Studentin mit hierher zum See zu nehmen – er kann es nicht sagen, er weiß nur, dass es etwas damit zu tun hat, dass sie nicht von hier ist, aus einem anderen Land kommt, die Dinge vielleicht, wenn er Glück hat, mit anderen Augen sehen kann als all die anderen Menschen, die er kennt, mit seinen Augen. Er will ihr das Nest der Fischreier zeigen, das er beim letzten Mal entdeckt hat; vielleicht ist sie von den grauen Geschöpfen, die so ehrwürdig und unnahbar sind, genau so begeistert wie er.

Trotzdem stört es ihn, dass die Äste mit einem leisen Knacksen unter ihren Schritten brechen,

als er mit ihr Richtung Seeufer geht; doch sie beklagt sich nicht über die zwei Meilen Fußweg, und das ist immerhin etwas. Verstohlen schaut er zu ihr hinüber; sie hat lange Haare, hinter denen sie ihr Gesicht versteckt hält, und sie ist schweigsam, aus welchen Gründen auch immer. Ihr Englisch ist nicht sehr gut, vielleicht liegt es daran. Aber er bemerkt, dass sie sich umschauf, dabei tief atmet, als würde das, was sie sieht, sie beglücken, und ihm sitzt ein Kloß wahnwitziger Hoffnung im Hals, fast fühlt er sich versucht, nach ihrer Hand zu greifen. Fast, denn er kennt sie ja kaum. Und er weiß, dass Frauen ihn im Allgemeinen nicht anziehend finden, wohl wegen der vielen Sommersprossen, die er überall hat, auf Gesicht, Armen, Schultern und Beinen, und wegen der weit auseinander stehenden Zähne, und weil er nicht gern spricht. Trotzdem – nur sie beide sind hier, über ihnen singen die Vögel, und vor ihnen schimmert grünlich der See.

Er will ihr ins Boot helfen, doch sie schüttelt den Kopf. Sie will schwimmen, sagt sie, und ehe er sich versieht, ist sie aus ihren Kleidern geschlüpft und steht im Badeanzug da. Sie ist schön, das sieht er aus den Augenwinkeln, bevor sie geschmeidig in den See taucht und hinausschwimmt. Er paddelt ihr nach, bis er sie eingeholt hat, dann lässt er das Boot neben ihr hertreiben; es ist still, so wie immer, wenn er hier ist, nur ist er heute nicht allein, und er muss seine Gesichtsmuskeln in Schach halten, dass sie nicht ein breites Grinsen hervorbrechen lassen. Wenn er die Zeit anhalten könnte – das würde er tun.

Die Fischreier sind schon fortgezogen, doch das ist gar nicht mehr so wichtig. Wichtig ist, dass er bei ihr ist und dass er hinter ihr gehen kann, als er das Boot wieder vertäut hat und sie dem Uferweg folgen. Sie plaudern jetzt ein wenig, über dies und das, hauptsächlich über ihr Studium, es hat kein Gewicht, was sie sagen, sie könnten auch singen oder lachen, nur schweigen wollen sie nicht mehr. Dabei laufen sie und laufen, bald liegen Felder neben ihnen, die roten Backsteinhäuser sind schon zu erkennen, und er sieht, wie sie lächelt und

dass sie hinten im Mund eine Zahnlücke hat. Eigentlich müsste er sich rufend bemerkbar machen, wie das hier ungeschriebenes Gesetz ist, doch er denkt nicht daran. Es ist auch nicht nötig, denn in den Häusern rührt sich nichts. Nur die Hunde kläffen. Da bleibt sie stehen, mit einem sonderbaren Ausdruck im Gesicht, den er nicht deuten kann. Sie schaut auf die Hunde, die an kurzen schweren Ketten an ihre Hütten gebunden sind. Dann geht sie zu ihnen hin. Pass auf, will er rufen, das sind böartige Bestien, doch kein Laut kommt aus seiner Kehle, und er schluckt nur trocken, bleibt stehen wie gelähmt. Sie geht von Hund zu Hund, spricht mit ihnen, auf Deutsch; sie winseln und wedeln mit dem Schwanz. Dann lässt sie sie von der Kette. Sie stürzen davon, sind binnen Sekunden im Unterholz verschwunden. Mit quietschenden Reifen biegt ein Pick-up um die Ecke. Oh my God, bricht es aus Terence heraus, und dann schreit er: Run! Er packt das Mädchen am Arm, und dann rennen sie, eine schmale Straße hinunter, auf ein Gattertor zu. Der Pick-up erreicht es als erster von der anderen Seite. Vier Männer mit Schlagstöcken springen heraus. Terence und das Mädchen hasten in ein Maisfeld, dessen Stängel über ihnen zusammenschlagen und sie den Blicken ihrer Verfolger entziehen. Dann rennen sie um ihr Leben.

Sie haben Glück, dass die Ernte noch nicht eingefahren ist und sie sich in den Feldern verbergen können. Stundenlang dauert die Verfolgungsjagd; immer wenn sie sich in Sicherheit wähnen, hören sie das Quietschen der Reifen. Doch irgendwann gelingt es ihnen, ihre Verfolger abzuschütteln. Sie sind zerkratzt und bluten und sehen sich nicht an, fahren schweigend zurück in die Stadt.

Er nimmt sie mit in eine Bar, in der zu dieser Tageszeit fast niemand sitzt, und holt ihr ein Bier und einen Whisky für sich. Obwohl es dämmerig ist, sieht er, dass sie zittert, am ganzen Leib. Jetzt weiß er, dass er ihre Hände nehmen kann, und das tut er, doch er fühlt sich erbärmlich, und als jemand an der Jukebox eine Schnulze auswählt und die Töne schmachtend durch den Raum ziehen, rückt er

seinen Stuhl zurück und steht auf. Er kann ihren Blick kaum ertragen. Dabei steht gar kein Vorwurf darin. Doch alles, was er denken kann, ist, dass er besser auf sie hätte Acht geben müssen.

Am nächsten Tag holt er sein Boot; er bringt es auf eine Lichtung, dann nimmt er ein Beil und hackt es kurz und klein.

Jens Kirsten

»Sie wollen doch nicht hungrig bleiben, während wir essen?« – Unterwegs mit Landolf Scherzer

Landolf Scherzers 80. Geburtstag ist ein schöner Anlass, um mich an einige unserer zahlreichen Begegnungen in den letzten gut ein- einhalb Jahrzehnten zu erinnern. Wenn ich mit Schriftstellerinnen und Schriftstellern unterwegs bin, freue ich mich nicht nur auf die bevorstehenden Lesungen, sondern insbesondere auf die gemeinsamen Reisen und eine angenehme Reisegesellschaft. Landolf Scherzer ist ein guter Reisekamerad. Mit ihm würde ich, ohne zu zögern, bis zum Nordkap oder nach Griechenland reisen. Mit dem Zug, versteht sich. Meist geht es dann doch nicht so weit. Dass die Reisen mit ihm kurzweilig sind, liegt an seiner einnehmenden und geselligen Art. Und dass niemand auf solcherlei Reisen verhungern muss, dafür sorgt sein gut gefüllter Rucksack. Ginge ich auf eine Expedition, wünschte ich mir ... aber lassen wir das.

Wir fahren selbstverständlich nach Brüssel: die Schriftsteller Landolf Scherzer und Sergej Lochthofen, Christoph Schmitz-Scholemann und ich vom Literaturredaktion, um in der Vertretung des Freistaats bei der EU Thüringens literarischen Reichtum vorzustellen. Der Zug hatte den Nabel der Welt gerade passiert, Bischleben nämlich, da lag er vor uns auf einem halbmetergroßen Tuchquadrat, der kulinarische Reichtum Thüringens: Brot, Fleisch und Wurst aus dem Rauch vom Dietzhäuser Fleischermeister Straube, Zwiebeln, Äpfel, Paprika, Gurken und ein kräftiger Schluck Wodka gegen

die Nebenwirkungen des Specks. Unsere Frühstücksbrote verkrümelten sich hüstelnd in die Tiefen unserer Reisetaschen und schämten sich. Wir langten zu und bestaunten nebenbei den goldflimmenden Herbst im Erfurter Becken.

Unser Gespräch war gerade richtig in Fahrt, da rollten wir im Kölner Hauptbahnhof ein – um festzustellen, dass unser Zug nach Brüssel nicht fuhr. Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, ertönten aus den Lautsprechern Ratschläge, die uns zu endlosen Schalterschlangen lotsten. Angesichts der Trostlosigkeit dieses Anblicks quetschten wir uns kurzerhand in einen schmalbrüstigen Thalys nach Paris, in dem unsere Fahrkarten keinen Pfifferling wert waren und unsere gut verproviantierten Bäuche Mühe hatten, unter dem Tisch Platz zu finden. Die freundliche Anfrage beim maitre des billetes nach neuen Fahrkarten verscheuchte dieser mit einer unnachahmlich lässigen Geste. Und schon waren wir im Herzen Europas.

Abends schlug Sergej Lochthofen die gut einhundert Gäste der Vertretung mit seinem Buch »Grau« und seiner eindrucksvollen Lebensgeschichte in Bann; nicht minder Landolf Scherzer, der uns das krisengeschüttelte Griechenland nahebrachte. So, wie er es erlebt hatte: von ganz unten, in den billigsten Hotels logierend, auf der Suche nach den Geschichten derer, die weder in den Zeitungen Griechenlands, noch in den deutschen Feuilletons oder den Nachrichten der Fernsehsender erwähnt wurden. Das war 2015.

Drei Jahre später fuhren wir nach Berlin. Dieses Mal in die hauptstädtische Vertretung des Freistaats. Die Schriftsteller Frank Quilitzsch, Landolf Scherzer und ich. Fast hätte ich geschrieben: und der große Rucksack, aber das ahnen Sie bereits. Ich hatte vorsorglich keine Brote geschmiert, nur eine Flasche Wasser in meine Tasche gesteckt. Trinken macht durstig.

Ohne Umweg über den Nabel der Welt raste die Lokomotive nebst Waggonen von Erfurt der Hauptstadt entgegen. Mit uns bezog eine

sportlich gekleidete junge Frau, die zuvor noch einen langen schmalen Gegenstand im Gepäckbereich verstaut hatte, ein Viererabteil mit Tisch. Wie uns die Begriffe abhandeln kommen: Früher gab es noch richtige Abteile, man legte das Gepäck ins dafür vorgesehene Netz. All das fehlte, wie auch der Platz im gedachten Abteil.

Halle war noch lange nicht in Sicht, da flatterte das improvisierte Tischtuch über das Tischlein-deck-Dich und der bis auf eine Ausnahme allen am Tisch wohlvertraute Duft von Fleischermeister Straubes Würsten stieg, dieses Mal wirklich allen, in die Nase. Wir fühlten uns gerüstet gegen Zugverspätungen, plötzlich einbrechende Schneemassen. Der November neigte sich seinem Ende entgegen, strahlte jedoch noch spätherbstlich ins anhaltinische Land. Wir hatten keine Angst. Höchstens vor den Proviantbergen, die nach und nach aus den Tiefen des schier bodenlosen Rucksacks auf den Tisch wechselten. »Waren Sie beim Angeln?« fragte ich die uns zugeloste Reisegefährtin mit einem lüsternen Blick auf die Würste.

Es stellte sich heraus, dass sich in dem überlangen Futteral keineswegs eine Angel verbarg, sondern eine Skiausrüstung. »Wo aber fährt man denn jetzt Ski?«, fragten wir. »Na, in Oberhof doch!«, lautete die prompte, beinahe etwas trotzig Antwort. Ich hätte die Angel nicht erwähnen sollen. Und nun erfahren wir – gottlob nicht am eigenen Leib – wie man im herbstlichen Oberhof Ski fahren konnte. Des Winters, so hatten findige Köpfe ausgetüftelt, brauchte man nur Unmengen Schnee unter Dach und Fach zu bringen wie früher Körner und Stroh. Und mit viel kühlender Energie lässt sich nun zu allen Jahreszeiten Ski fahren. Aber ich schweife ab.

Wir griffen zu und bissen abwechselnd herzhaf ins Brot und in die Würste. »Sie wollen doch nicht hungrig bleiben, während wir essen?«, kam die Einladung aus Landolf Scherzers Mund. Unsere Abteilgefährtin hatte keine Chance. Dem Duft der Würste hätte sie vermutlich widerstehen können, doch eine

solch herzliche Einladung vermochte sie nicht auszuschlagen. Der Schnee schmolz, bildlich gesprochen, im Handumdrehen, das Gespräch entspann sich, wie man es sonst nurmehr selten mit fremden Reisenden erlebt. Und schon waren wir im Herzen der Hauptstadt. Wie Landolf Scherzer den Investmentbanker, der uns auf der Rückreise mit einem Dauertelefonat beglückte, des Abteils verwies, davon bei anderer Gelegenheit.

Das Schöne an den Thüringer Vertretungen in Brüssel und Berlin ist nicht nur die angenehme Zusammenarbeit mit den Häusern (ja, auch das Buffet, aber vom Essen ist, mit Verlaub, schon genug gesagt), es ist das Publikum. Wie aus Brüssel kehrt auch aus Berlin jede Schriftstellerin und jeder Schriftsteller, der einmal vor vollem Hause las, nachhaltig beglückt zurück nach Hause.

Uns düsterte nach dem geschriebenen und gesprochenen Wort. Frank Quilitzsch war einige Jahre zuvor nach China zurückgekehrt, um noch einmal jene Orte und Einrichtungen aufzusuchen, an denen er vor 25 Jahren unterrichtet hatte. »Auf der Suche nach Wang Wei« brachte dem Publikum nicht nur seine Recherche nahe, sondern das heutige China, in dem er Mao (die Schilderung des Besuchs bei ihm ist ein literarisches Kabinettstück), Konfuzius und Deng Xiaopings Katze begegnete und das Rätsel um die Kopie des Weimarer Goethe-Schiller-Denkmal in Anting löstete.

Landolf Scherzer stellte sein Buch »Buenos días, Kuba« vor, über dessen Titel wir uns vor Erscheinen noch unterhalten hatten. Im Spanischen schreibt sich Cuba mit C, versteht sich, aber der Verlag wollte nicht. Vermutlich, weil deutsche Leser kein Spanisch verstehen. Wie in Griechenland hatte er auf einem bescheidenen Quartier bestanden und war mit den Bewohnern des Landes ins Gespräch gekommen über das heutige Kuba, über dem der Schatten von Fidel Castros Tod lag. China und Kuba, das Publikum war nicht nur interessiert an dem, was beide Autoren lasen und erzählten, fünf Zuhörer vergaßen in ihrer Begeisterung sogar,

ihre Bücher zu bezahlen. Ich vermag nicht mehr zu sagen, wessen Bücher begehrter waren, aber dass einem Autor so viel Interesse entgegengebracht wird, dass man vor Begeisterung seine Bücher stiehlt, das ist ein schöner Trost. Bleibt nur zu hoffen, dass die Diebe die Bücher ihre Beute mit schamroten Ohren lasen.

Denn Landolf Scherzers Bücher zu lesen, lohnt sich. Im Klappentext seines Debütbandes »Südthüringer Panorama« von 1973 schrieb er, dass er Unbekanntes bekannt machen und Alltägliches nicht alltäglich sehen wolle. Diesem Grundsatz ist er bis heute treu geblieben. Seine Reportagen zeichnen sich durch seine Neugier auf das Alltägliche und seinen unvoreingenommenen Blick aus.

Sei es in der eindrucksvollen Reportage »Fänger und Gefangene« über die Hochseefischer vor Labrador, zu denen er bis heute Kontakt hält, sei es in einer Reportage über die Relikte der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl oder bei Erkundungen entlang der ehemaligen inner-deutschen Grenze als »Grenzgänger«. Landolf Scherzer ist nicht auf Sensationen im großen Weltgeschehen aus. Er interessiert sich für die Menschen, die gesellschaftlichen Umstände ihrer Existenz und wie sie ihr Leben meistern.

Dass er sich dabei nicht zum Ankläger aufschwingt, sondern die Bewohner einer Gesellschaft, einer Gemeinschaft zum Sprechen bringt, ohne sie bloßzustellen, das macht auch seine älteren Bücher bis heute lesenswert. Ich freue mich jedenfalls auf die nächste Reise mit ihm. Seine Bücher werde ich künftig mit Argusaugen bewachen.



Landolf Scherzer: Foto Siegfried Nucke

Michael Hametner

Seine Gabe ist der genaue Blick

Landolf Scherzer erzählt in »Weltraum der Provinzen« im Gespräch mit Hans-Dieter Schütt sein Reporterleben

Landolf Scherzer ist einer der wenigen Meister der literarischen Reportage in Deutschland. In seiner Liga und mit einer ähnlichen Liste von Buchtiteln ist es noch Günter Wallraff. Vor genau fünfzig Jahren erschien sein »Südthüringer Panorama. Merk-Würdiges zwischen Rennsteig und Rhön«. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits sechs Jahre Redakteur bei der Tageszeitung »Freies Wort« in Suhl. Dabei ist der Thüringer Landolf Scherzer ein gebürtiger Dresdner. Am 14. April vor achtzig Jahren in der Sächsischen Schweiz geboren. Die Erwähnung seines Wechsels vom Sachsen zum Thüringer

geschieht, um einen seiner Leitsätze ins Spiel zu bringen: Wer nichts von Irrwegen weiß, erfährt auch nichts von Wegen. An dieser Stelle wird's philosophisch, denn natürlich ist Scherzer in Thüringen das, was man ein Urgestein nennt: in seinem kleinen Häuschen in Dietzhäusen mit dem Fenster zum Sternenhimmel über dem Bett. Wo er lebt, weiß er auf die Frage, was wächst hier?, staunenswerte neunzig Baumarten, Fruchtarten, Gemüsearten, Kräuter und andere Pflanzen aufzuzählen und nennt erst am Schluss Gras. Das Wort von den Irrwegen meint gar nicht Thüringen, es meint sein Prinzip, wenn er im Gespräch mit Menschen Stoff sammelt für seine Reportagen. Landolf Scherzer ist zuerst ein Menschensammler, dann ein Bücherschreiber.

Die Geschichten hinter seinen Büchern

Wie das alles zusammenkommt: erst das Sammeln, dann das Schreiben, das Aktuelle und das nachwirkend Akute, die Details und das Ganze, das ist nachzulesen im gerade erschienen Buch »Weltraum der Provinzen«, das Hans-Dieter Schütt mit Landolf Scherzer als Frucht intensiver Gespräche gemacht hat. Zu seinem Achtzigsten mal kein neues Buch von ihm, sondern eines über ihn. Schütt, Journalist und selbst Buchautor, bringt sein Gegenüber geschickt zum Sprechen. Dabei ist der Reporter Scherzer, nicht der Typ, der viel und lange über sich erzählt. Er will die Menschen sprechen lassen, die Details, die er an den Schauplätzen seiner Reisen gefunden hat. Um Scherzer aber doch noch einmal in sein Reporterleben zu verwickeln, macht Schütt das Richtige: Er geht die wichtigsten Bücher von Scherzer durch und sammelt die Geschichten hinter den Geschichten ein. Und er bohrt nach, bis ihre Gespräche philosophisch werden. So heißt es etwa: Abstand ist nötig, um Fragen zu stellen, aber Antworten bekommst du nur, wenn Nähe entsteht – beides stimmt. Oder: Im Weltraum der Provinzen gibt es doch eine unendliche Weite. Oder: Wer nichts von Irrwegen weiß, erfährt auch nichts von Wegen...Wunderbar in den Gesprächen ist es, in den Antworten Scherzers Widerspruchsgeist zu erleben. Die unendliche Weite eines Weltraums ist Scherzers Erfahrung, der sich im Dorf wie in einem Universum verlieren kann. Dort ist alles zu finden, was dieser Erdball bietet. Der Mann hat drei große Territorien für seine Erkundungen erobert: Mocambique, Russland, bereits als es noch Sowjetunion war, und Kuba, und nennt sich einen Dorfschriftsteller.

Heimat hält er klein und die Lust am Aufbruch groß

Der zugezogene Thüringer hält den Begriff Heimat bewußt klein. »Heimat«, sagt Scherzer, »das ist zum Beispiel dort, wo ich den würzigen Hallimasch finde«. Und er nennt ihn den Pilz gegen den falschen, faden Adel des Wachstums: »Er schmeckt umso besser, je kleiner er ist.« Heimat hält er klein und die Lust am Aufbruch groß. Jahre hat er gebraucht,

um die Erlaubnis zu bekommen, mit einem Fischfang- und Verarbeitungsschiff bis vor Kanada mitfahren zu dürfen. Woraus 1983 sein vielleicht packendstes Buch entstanden ist: »Fänger & Gefangene. 2386 Stunden vor Labrador und anderswo«. Scherzer gesteht Schütt, dass die drei Monate auf dem Schiff seine größte, auch körperliche Herausforderung waren und der Thüringer sich nirgendwo mehr zu Hause gefühlt hat, als am Meer. Und noch ein Beweis seines Widerspruchsgeists: sein Idealismus und der gleichzeitige Verlust von Illusionen. Natürlich blickt der Autor auf sein Reporterleben kurz vor dem Achtzigsten anders als mit Mitte dreißig, als er die Tageszeitung verließ und 1975 das Wagnis eines freien Schriftstellers einging.

Das Alltägliche reicht ihm

Scherzer hält heute nicht hinterm Berg mit seinen Enttäuschungen und sagt mit achtzig: »Immer ist alles in Gefahr, die Erde, die Natur, die Gleichgewichte, die Gesellschaft, die Liebe, die Gesundheit, das ist wohl wahr.« Aber er wäre nicht der große Reporter geworden, wüßte er nicht einen Folgesatz: »Aber die Kraft, sich zu wehren, die kommt doch nur aus dem Gefühl, Mühe lohnt sich. Also darf ich nicht zulassen, dass ich in mir selber all das unterbuttere, was am Leben schön ist.« Scherzer war in Afrika an Orten, wo eine Mutter und ihre drei Kinder an Hunger gestorben sind, war in der Sowjetunion am Ort der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, war in Asylunterkünften und hat den Rassismus der deutschen Nachbarn gehört. - Übrigens hat er das verstrahlte Gebiet um Tschernobyl besucht, aber ist nicht am »Sarkophag« gewesen. Er hat es abgelehnt, für die letzte Strecke und den Blick von einer Besichtigungsplattform 130 Euro an ein Tourismusunternehmen zu bezahlen. So war der Reporter ausnahmsweise nicht vor Ort. In den Gesprächen des Buches erzählt Scherzer von Verlockungen, an sensationelle Storys heranzukommen. Er bekennt die Versuchung, aber letztlich seinen Widerstand dagegen. Ihm reicht das Alltägliche, denn warum soll die angeblich sensationelle Story eines Securitate-Mannes inter-

essanter sein als die Geschichte eines rumänischen Bauern? Vielleicht ist die, die ihm der Securitate Mann verkaufen will, sogar eine erlogene.

»Ich kommentiere möglichst nicht«

Landolf Scherzer hatte nach der Wende gelegentlich auszuhalten, dass man ihn für sein Buch »Der Erste« von 1988 über einen 1. Sekretär einer SED-Kreisleitung und auch für manch andere Sympathie mit sozialistischen Ideen als Roten angriff. Dies traf ihn zu unrecht, hat er in seinen Reportagen doch immer die Details erzählen lassen. Nie hat er sich gescheut zu erzählen, wie wenig glanzvoll die viel gepriesene sozialistische Arbeit war. Deshalb auch brauchte manches seiner Bücher in der DDR lange, bevor es die Erlaubnis zum Druck erhielt. Und als es erschienen war, lag es schnell nicht mehr in den Buchhandlungen aus. So war es mit »Fänger & Gefangene«. Während nicht nur die Hochseefischer, sondern auch viele Leser sagten: Ja, so ist es!, ließen die Chefs vom Fischkombinat Rostock Tausende Exemplare aufkaufen und einlagern. »Es ist zwar nie verboten worden«, sagt Scherzer auf Nachfrage, »aber nach der Wende fand man die Paletten, die Bücher waren stapelweise im Kombinat eingelagert worden.« - Nicht das einzige Beispiel, wie schwer sich die DDR mit Scherzers Reportagen tat. Im Gespräch bekräftigt er noch einmal das Ethos seines Schreibens: »Meine Arbeit besteht in der Komposition dieser Details. Ich kommentiere möglichst nicht.«

Er schreibt die Geschichte von unten

Am Ende des Gesprächsbuches drängt sich die Frage auf: Ob er noch einmal seinen »Hafen« im thüringischen Dietzhausen verlassen wird, um auf große Recherechfahrt zu gehen. Der achtzigjährige Reporter hält sich mit einer Antwort zurück. Allerdings steht am Schluss des Buches ein etwa zehnteiliger Text über eine Annäherung an die Krim von heute und das Schicksal der Krimtataren. Hier – scheint es – warten Geschichten von Menschen, wie sie Scherzer immer interessiert haben. Viel-

leicht ist die kleine Schlusspassage das erste Stück eines neuen Buches. Einstweilen haben wir sein neues, das zusammen mit Hans-Dieter Schütt entstanden ist und sein Reporterleben erzählt: »Weltraum der Provinzen«. Wenn man Scherzer auf den fast 300 Seiten so zuhört, dann hält das Buch nicht nur sein Reporterleben fest, sondern bietet auch die Begegnung mit einem ganz besonderen Menschen. Anders wären wir in seinen Büchern nicht der wirklichen Welt begegnet. »Unsere Hoffnung ist das Wirkliche« - ein Satz des Dichters Volker Braun, als Motto dem Buch vorangestellt, ist auch Scherzers Credo. Voller Empathie, mit Blick für die Geschichte von unten und unbestechlicher Aufrichtigkeit sich selbst gegenüber. Berührend sein Fazit: »Die Welt hat genug von mir, ich hab genug von der Welt. Das sag ich nicht bitter. Ich empfinde es als Vorteil, dass nicht nur die Energie, sondern auch die Eitelkeit abnimmt. Das heißt nicht, dass die Lust am Leben weniger wird.« - Glück und Gesundheit, Landolf!

Alfred Erck

Landolf Scherzer als Gärtner

*Fast ein jeder hat die Welt geliebt,
wenn man ihm zwei Hände Erde gibt.
Bertolt Brecht*

Mitte der 1980er Jahre hatten Landolf Scherzer und ich das Gefühl, dass schlechte Zeiten auf uns zu kämen. Deshalb wollten wir näher zusammenrücken, und das sollte nicht in der Stadt Meiningen (wo ich lebe und die Scherzers damals ihren Wohnsitz hatten), sondern in ländlicher Gegend erfolgen. Nach Lage der Dinge musste das nahe jener Behausung ermöglicht werden, die sich der freischaffende Schriftsteller ehemals im Dietzhäuser Seßlesthal errichtet hatte. Nachdem frühere Versuche fehlgeschlagen waren, glückte es Anfang 1990: Ein gerade fertig gestellter Bungalow stand zum Verkauf an und wurde erworben. Er grenzt direkt an Landolfs Anwesen. Wir waren mit einem Schlag Nachbarn geworden – Gartennachbarn.



Ellen und Landolf Scherzer auf dem Dietzhäuser Grundstück – Foto: Harald Wenzel-Orf

Ein Umstand, an den man ursprünglich überhaupt nicht gedacht hatte, rückte auf einmal in unser gemeinsames Blickfeld – der Fakt, dass wir auf ähnliche Art und Weise gärtneren. Der »Poet« und der »Philosoph« ließen sich nämlich in ihrem Umgang mit der Natur von analogen Denkweisen leiten, sammelten zusammen aufschlussreiche Praxiserfahrungen.

Der arge Weg der Erkenntnis

Gärtnerin ist zumeist kein Beruf, sondern eine Lebenshaltung. Denn es verweben sich dabei emotionalisierte Philosophie mit nachdenklich stimmenden Erfahrungen.

Im Grunde genommen haben wir in jenem Frühjahr winzige Samenkörnchen, unansehnliche Knollen, hübsche Zwiebelchen, kleine Wurzelgeflechte unserem gerade der Wildnis abgewonnenen Boden mit der Gewissheit anvertraut, dass aus ihnen duftende Möhren und

herrliche Bohnen, vielfarbige Tulpen und prachtvolle Stauden, natürlich auch Gewürzkräuter, erwachsen würden. Wie die Physiokraten vor 250 Jahren huldigten auch wir der schönen Zuversicht, dass Mutter Erde es schon richten werde, den Reichtum der Nationen und das Glück des Individuums mittels ihrer Wachstumskräfte zu ermöglichen.

Mit der Hoffnung, dass die Natur eine Philanthrophen sei, die einen lustbetonten Umgang mit ihr überreich entgelte, war es allerdings schon nach wenigen Wochen vorbei. »Wildkräuter« machten sich breit, Nagetiere unter und Raupen über dem Boden fielen über die noch nicht voll entwickelten Pflanzen her, die ihrerseits häufig nach Wasser verlangten. Wie vor geraumer Zeit das physiokratische Denken durch die Arbeitstheorie der A. Smith und K. Marx überwunden worden war, so wurde uns demonstriert, dass es ohne tätigen Einsatz von Menschenkraft zu den erstrebten Resultaten nicht kommen würde. Landolf kann ein Lied davon singen, was er alles an-

gestellt hat, um das Regenwasser seines Häuschens in miteinander verbundene Fässer zu leiten.

Doch unser Schnellkurs in Sachen Garten und Ökonomie erfuhr in den beginnenden 1990er Jahren eine weitere Wendung; wir mussten auf schmerzliche Weise zur Kenntnis nehmen, dass Natur und Arbeit keineswegs ausreichen, um in der neuen Welt zurande zu kommen. Die war nämlich gerade dabei, des Professors für Ethik, also Smiths, Erwartung, dass beim Verkauf seiner Produkte aus egoistischen Unternehmern gutgesinnte Marktteilnehmer würden, samt der Arbeitswerttheorie außer Dienst zu stellen. Wir konnten auf jedem Supermarkt feststellen, dass wir mit unserer Hände Arbeit nicht einmal mittels unseres Kartoffelanbaus den Mechanismen der Weltwirtschaft entkommen konnten.

Landolfs Gartenrealität I.

Landolfs reale Gartenwelt besteht hauptsächlich aus zwei, auch räumlich getrennten Arealen – dem Nutz- und dem Blumenbereich. Dazwischen befinden sich einige Sträucher, zwei Apfelbäume, die nur unter dem Namen seiner beiden Töchter bekannt waren, eine Quitte sowie ein prächtiger Walnussbaum. Weil seine Wurzeln das Versorgungsnetz des Hauses bedrohten, ist er mittlerweile der Säge zum Opfer gefallen. Und da gibt es noch seine Tomatenpflanzung: in ausgedienten Eimern und dergleichen beheimatet, mit viel Humus versorgt, gedeiht sie an der Sonnenseite der Baulichkeit vorzüglich.

Der eigentliche Nutzgarten, um die Hausecke gelegen, ist nicht eben durch eine bedeutende Bodenfläche ausgezeichnet – weniger als zehn Meter in der Breite, dafür von einiger Längendimension. An einen Hang geschmiegt, von Bundsandsteinbeschaffenheit, durch die Sonne verwöhnt und von Gebüsch sowie Unkraut bedrängt, haftet ihm auch nach dreißig Jahren noch den Scharm des Provisorischen an. Für Landolf erweist sich die Kräuterecke als der belangvollste Teil dieses Gartensegments. Denn er ist ein Genussmensch, der Ge-

würze über vieles liebt, vor allem, wenn sie frisch sind. Nichts Besonderes, gar Exotisches findet sich auf diesem Beet: natürlich Schnittlauch, Petersilie, Pfefferminze, die höher geschätzte Zitronenmelisse, auch Salbei, Liebstöckel, Bohnenkraut, gelegentlich Knoblauch, Dill, Majoran, Thymian.

Landolf pflegt seinen eigenen Kult im Umgang mit den kleinen Gewürzblättchen. Bei ihm zu Gast sein, bedeutet zumeist erst einmal Tee zu trinken. Falls nicht schon eine Kanne kalten Pfefferminz- oder besser noch Melissentees parat steht, so genügen dem Gastgeber zehn, zwölf Schritte vor die Tür. Mit einer Hand voll Kräuter zurückkehrend, aus dem Kessel heißes Wasser gießend, wird einem binnen weniger Minuten ein duftendes Getränk serviert. Man ist bei Scherzer angekommen.

Der gerne und einfallsreich kochende Hausherr versäumt es eigentlich auch nie, seinen Gerichten, gleichsam als deren Krönung, aus seinem Kräuterfundus ein, zwei Blättchen beizulegen.

Ansonsten kann man in Scherzers Garten Möhren und Bohnen, Radieschen, natürlich viele Zwiebeln und dergleichen, vor allem Kartoffeln finden. Alles ist für den sofortigen Verzehr bestimmt, findet seinen Weg gleichsam vom Feld direkt in den Topf. Erbsen gab es, solange seine Kinder noch klein waren. Von Schönheit kann bei diesem Gartenteil wohl kaum geredet werden.

Landolfs Gartenrealität II.

Jene vor der Behausung Scherzers gelegene Parzelle ist dem Ästhetischen vorbehalten. Auf sie vermag der Hausherr auch von seinem Arbeitstisch zu schauen: auf eine schmale und ebene Rasenfläche und auf einen sich ihr anschließenden, ins Tal abfallenden Bereich, der seine Blumenwelt repräsentiert. Über sie und über ein Tal hinwegblickend, schaut man in der Thüringer Wald. Auch auf diesem Areal ist keinerlei formale Ordnung zu erkennen. Es erscheint einem so, als habe Landolf seine Stauden, Zwiebeln, Stecklinge, mitunter Sa-

menkörner nach dem Prinzip verteilt: wo sich etwas Platz zeigt, dahin pflanze ich, was ich gerade in der Hand halte.

Betrachtet man sich während des Jahreszeitverlaufes jene Blumenbilder, die sich einem darbieten, wiederholt, dann erschließen sich schon Zweckhaftigkeiten, vielleicht auch Sinnzusammenhänge. Die ans Haus grenzende Rasenfläche ist die Heimat der Frühblüher, also der Schneeglöckchen, Krokusse, neuerdings auch der Osterglocken. Mitunter werden sie durch farbiges Band vor den unbedachten »Rasenlatschern« geschützt. Im Sommer finden an dieser Stelle die Hibiskustöpfe aus dem Haus ihren Platz und dummerweise auch manchmal ein deplatziertes Schnittlauchkübel. Dem Rasen schließt sich der eigentliche Blumengarten an. Da an seinem unteren Ende Büsche aller Art, Unkräuter von bekannter Vitalität und dergleichen beheimatet sind, hat Landolf sich bemüht, ihnen mittels kräftiger und ausladender Blumenstauden Paroli zu bieten. Also finden sich dort Goldrute, Sonnenhut, Phlox, manchmal eine Dahlie.

Landolf mag die Bläue des Rittersporn sehr, und – wohl ihm zuliebe – gedeiht er an seinem Blumenhang auch besonders gut. Eine seiner Spezialitäten war die Indianernessel mit ihren roten Blüten, aber sie tut sich mittlerweile schwerer an dem Standort. Kosmeen gedeihen massenhaft, die Margeriten hingegen schlechter. Immer einmal wieder hat sich Landolf um die Ansiedlung von Rosen bemüht, aber die wollen sich in jene Landschaft nicht einpassen.

Wenn Landolf sich entschlossen hat, nun endlich – zumeist also etwas verspätet – in seiner Gartenwelt wieder einmal Ordnung zu schaffen, dann geht er energisch und ausdauernd zu Werke. Eine eigentliche Gartenmontur hat er sich natürlich nicht angeschafft. Die alte Trainingshose, ein im Prozess des Ausdienens befindlicher Pullover müssen während der kühleren Jahreszeit ausreichen. Ist es warm, so genügen Shorts oder Badehose, auch noch weniger. Muskulös, wie ihn die Natur geschaffen hat, von für Gartenarbeit günstiger Kör-

pergröße, zielstrebig im Arbeiten, vermag er ein gehöriges Pensum in recht kurzer Zeit zu schaffen. Danach, was er im Arbeitsprozess auch noch denkt und fühlt, habe ich ihn nie gefragt. Ich glaube aber nicht, dass er bei dem Malochen sinnliche Freude und geistigen Genuss verspürt hat. Wenn Tätigkeit zur Schinderei wird, dann werden auch von ihm die höheren Sphären des Menschlichen suspendiert.

Waren es in jüngeren Jahren jene Pausen, die man sich gönnte, wenn der Rücken allzu sehr schmerzte, um auf das schon Geschaffte mit einem gewissen Maß an innerer Befriedigung zu blicken, so dürften auch bei Landolf inzwischen die kontemplativen Seiten menschlicher Existenz an Ausmaß und Relevanz zugenommen haben. Nicht der fleißige Mensch tut dem Garten, sondern der Garten – zur Not einzelne Partien, Stauden – tun jetzt dem hauptsächlich Schauenden gut. Wenn er eine Biene oder Hummel beobachtet, wie sie sich an einer Blüte bedient, dann vermag er in weiten Dimensionen zu sinnieren.

Epilog

Wie es scheint, neigt sich derzeit eine Phase im Tun und Fühlen der Menschen ihrem Ende zu. Globalisierung, auch als Tourismus für beinahe jedermann und bis an die Grenzen unserer Erde begriffen, wird nicht mehr so funktionieren wie ehemals. Landolf Scherzer, der »Reiseschriftsteller« mit der ihm eigenen Bodenhaftung auf jedwedem Kontinent, ist gehalten, ruhiger zu werden. Die allgemeine Lage und das eigene Alter gebieten es gleichermaßen.

Viele entdecken das Naheliegende wieder für sich, die kleinen Blumenoasen ums Wohnhaus, den Garten im Vereinsverbund, das Wochenendhaus, den städtischen Park. Das ist ein Kosmos en miniature, bietet aber Raum für Betätigung und Beschaulichkeit ohne Ende. Landolf wirkt inzwischen zerbrechlicher, besinnlicher auch. Die Erlebniswelt Garten wandelt sich in ihrer Funktion – mit der im Alter zunehmenden Selbstbescheidung des Men-

schen erstreckt sie sich weniger in die Weite des Raumes, eher in die Tiefe der Erinnerung. Wer sich wie Landolf Scherzer vor über vierzig Jahren in einem wunderhübschen Tal des Thüringer Waldes zunächst eine kleine Hütte, mittels An- und Umbauten nach und nach ein Häuschen geschaffen hat, der Romane über den Umgang mit seiner Gartenwelt schreiben könnte, der ist dort beheimatet. Und er könnte mit R. Tagore sagen: »Dumme rennen, Kluge warten, Weise gehen in den Garten.«

Holger Uske

Episoden hinterm Rennsteig – Wie ich Landolf Scherzer erlebte

Als Suhler kannte man Landolf Scherzer. In dem Wohngebiet, in dem ich aufwuchs, einem jener jetzt als Altneubaugebiete bezeichneten Areale mit Spielstraßen, Wäscheplätzen und großen Sandkästen für die Jüngsten, wohnte auch der Journalist Landolf Scherzer. Ehrfürchtig sprach man von ihm. Mit seiner Frau gehörte er einfach dazu, ein schönes Paar. An Zeitungsbeiträge von ihm erinnere ich mich nicht mehr. Die Zeitungen in den 1960ern waren für Schüler nicht so spannend. Heute weiß ich, dass er sich mit seinen Themen von Anfang an der Welt und den Menschen darin zuwandte. Auch wenn die Welt DDR und sein Ort Suhl hieß. Ob Landolf damals auch das Geschehen in seiner Stadt mit im Blick hatte, als wir als Oberschüler im Vorfeld der Jugend-Weltfestspiele 1973 in Berlin allerorten als Singeklub aktiv waren und nebenbei die erste Suhler Schuldisko begründeten, vermag ich nicht zu sagen. Vielleicht war das dann doch nicht Welt genug; wir haben nie darüber gesprochen.

Im Schriftstellerverband des Bezirkes Suhl traf ich Landolf Scherzer später regelmäßig. Mein Weg dorthin hatte über dessen damaligen Vorsitzenden Walter Werner geführt. (Walter Werner stand dem Südthüringer Bezirksverband von 1961 – 1982 vor.) In Werners »Zirkel Schreibender Werktätiger« am Kreis-kulturhaus Meiningen kam ich bald nach mei-

nem Abitur nach einem Hinweise meiner einstigen Deutschlehrerin und wurde dort herzlich aufgenommen. Über diesen »Zirkel« gelangte ich als Gedicht- und Lieder-Erfinder dann als sogenannter Gasthörer – eine Vorstufe zum »Kandidaten des Verbandes« mit Vortrags- und Diskussionsmöglichkeit, aber ohne Stimmrecht – in den Verband, dessen Leitung Landolf Scherzer 1982 übernahm.

Landolf brachte frischen Wind in den Verband. Nach der Ära des eher oft abwägenden, nachdenklichen Lyrikers Walter Werner trat nun der schon immer ungestüme Landolf Scherzer in Erscheinung. Man könnte doch auch mal und man müsste mal – das waren solche Vorstoßsätze von ihm. Und Landolf hatte meistens ein Netz Brötchen und Hackepeter organisiert für die immer hungrigen Schreibenden. Oft lautete die Frage dazu: »Willste 'n Bier?«

Wie Walter Werner zuvor setzte sich auch Landolf Scherzer für uns »Junge« ein. (Heute hat sich das merkwürdigerweise relativiert: Er ist nur 14 Jahre älter als ich. Damals sahen wir das fast als eine Generation. Das konnte durchaus auch etwas mit Integration in das System der DDR zu tun haben, denn für Landolf war Parteimitgliedschaft selbstverständlich gewesen, um etwas zu bewegen. Für mich war das eher ausgeschlossen. Um etwas zu bewegen, musste man meiner Meinung nach andere Wege gehen. Das war für mich in dem starren System der Funktionärsherrschaft nicht mehr möglich. Ich nahm dann den – ja: wirklich alternativen?, Oder eher kompromiss-behafteten? Ausweichenden? Absichernden? Sicher aber abwägenden – Weg in die CDU.) Dass wir als Gasthörer des Verbandes für die Mitte der 1970er-Jahre allfällige Zustimmung zum Ausschluss Reiner Kunzes aus dem Verband verschont wurden, hatte noch mit Walter Werner zu tun. Ich bin mir aber ziemlich sicher, dass Landolf im Vorstand dazu beigetragen hatte, uns von dieser erwarteten Unterschriftsleistung zu entbinden. Er kannte uns jüngere Autoren mit diesem Gasthörerstatus, die wir vielleicht als wild galten, es aber bestimmt nicht wirklich waren. Und eine

Unterschriftsverweigerung hätte das Ende der Schriftsteller-Karriere bedeutet – jedenfalls im »Grenzbezirk« Suhl. Und Landolf schaffte es auch, wirklich hochkarätige Vortragende in den Verband zu bringen. Was eine Rolle spielte im Land, was wir als Autorinnen und Autoren seiner Meinung nach unbedingt mal gehört haben mussten, das gelangte dank seiner Drähte und seines Zuspruchs auch in den manchmal als autonome Gebirgsrepublik verspotteten kleinsten und südlichsten Bezirk der DDR.

An eine inhaltliche Episode im Schriftstellerverband erinnere ich mich noch ziemlich genau. Landolf war in Mosambik gewesen und hatte danach sein Buch »Bom dia, weißer Bruder« geschrieben. Er las aus dem Manuskript. Darin gab es nach den wie immer sehr plastischen und lebensprallen Schilderungen des Lebens in Afrika einen Absatz über Gespräche in einer offensichtlich Suhler Kneipe zu den hiesigen Vertragsarbeitern aus diesem Land. Man habe nichts gegen sie, aber an einen Tisch werde man sich nicht setzen mit ihnen. Sternstunden literarischer Reportage im Land, denn damit griff der Autor einen wichtigen Lebensbereich auf, der damals in den offiziellen Medien der DDR nicht auftauchte: den alltäglichen Rassismus auch hierzulande. Es gab viel Zuspruch im Verband. Im Buch gedruckt wurden jene Passagen nicht.

»Der Erste« über den Arbeitsalltag des ersten Sekretärs der SED-Kreisleitung Bad Salzungen wurde dann zurecht ein weiterer großer Erfolg für den immer engagierten Schriftsteller Scherzer. Sogar Bühnenaufführungen davon wurden entwickelt. Es war der Blick ins Nähkästchen der DDR-Politik vor Ort. Für mich hatte dieses Buch aber auch janusköpfige Aspekte. Der unglaubliche Arbeitsalltag des »Ersten« forderte Respekt ein. Sein Einsatz für die Menschen vor Ort war aus seinem Denken heraus vollkommen nachvollziehbar. Damit hatte das Buch durchaus etwas Stabilisierendes für das System der DDR. Zum anderen aber brachte den genau Lesenden manche Szene wie das Kümmern des »Ers-

ten« um Damen-Unterwäsche auch zu dem Punkt, wie unfähig ein System sein musste, wenn sich der politische Hauptfunktionär eines Kreises um solche Dinge selbst kümmern musste. Vielleicht war es ja genau diese Melange, die den Wert dieses Buches ausmachte und den Bestseller begründete: Das Leben nah an der Wirklichkeit aufzuzeigen und durch die Ideologie hindurch einen Beitrag zur öffentlichen Debatte zu leisten. Scherzer als unverbesserlicher Optimist. Scherzer als Autor, der den Finger auch in Wunden legt. Der Teile einer Wirklichkeit mit Hilfe von Literatur ins öffentliche Bewusstsein brachte, was die weitgehend gleichgeschalteten Medien in der DDR nicht leisten durften.

Mit dieser Hypothek ging Landolf in die neue Zeit, sofern ich die Friedliche Revolution in der DDR als solche bezeichnen darf. Landolf verbrachte sie in der Sowjetunion. Dort hatte er die Möglichkeiten von Glasnost und Perestroika studieren wollen, um sie dann ganz gewiss auch hier ausprobieren zu können. Als er wiederkam, war das Land bereits ein anderes. Was kann ein Schreibender in einer Um- und Aufbruchszeit tun? Viele meiner Freunde gingen wie ich zu einer Zeitung. Anfang der 1990er-Jahre überboten sich die zumeist aus den alten Bundesländern herein drängenden Westblätter mit ihren Ost-Ausgaben. Wer nur halbwegs schreiben konnte, war willkommen. Über die dabei oft in Kauf genommenen Randbedingungen soll an dieser Stelle geschwiegen werden. Es war für viele Schreibende im Südthüringer Raum eine Möglichkeit, der Arbeitslosigkeit zu entgehen. Und viele zahlten einen hohen Preis dafür mit 7-Tage-Arbeitswochen und dem Verschludern von Sprache, denn zuletzt galt beispielsweise bei mir in der »Suhler Zeitung«, dass jeder Redakteur an jedem Tag 1,5 Seiten zu bringen hatte.

Wie sehr brachte sich Landolf in die literarische Szene der Region ein? Dazu weiß ich nicht viel. Denn für viele von uns vormalige »schreibende Arbeiter« blieb über dem Alltagsstress in Redaktionen oder wechselnden Jobs kaum noch Zeit, selbst als Teil der Thüringer Szene zu agieren. In Südthüringen hat-

ten wir, um wenigstens ein Minimum des Talentschaffens zu retten, schon im März 1990 den Südthüringer Literaturverein gegründet, den wir noch »Interessengemeinschaft Künstlerisches Wort Südthüringen« nannten, da uns ein Verein damals irgendwie noch als zu spießig galt. Der hatte in den Anfangsjahren manches Auf und Ab zu verkraften. Wie gelingt es, Schreibende wenigstens im Miteinander des Erfahrungsaustauschs zu halten? Wie kann ein Verein auch Podium für Lesungen sein? Und wie junge Schreibende fördern? Mitte der 1990er-Jahre war es wiederum Landolf Scherzer, der mit seiner Idee kam: Wollen wir nicht einen zweiten Verein gründen? Wo wir uns regelmäßig treffen? Das wurde 1996 dann der »Literatursalon Suhl e.V.« Landolf gelang es, darin z.B. auch Siegfried Pitschmann einzubinden, der ja erst 1990 nach Suhl gezogen war. Viele Interessenten kamen und es entwickelte sich bald eine Arbeitsatmosphäre vergleichbar der einst im Verband unter seiner Führung, herzlich, kameradschaftlich, offen, Streitbar und literarisch zielführend. Und nun ohne die allgegenwärtigen Wächter der Partei. Allerdings zeigte sich bald, dass sich Landolf Scherzer dafür vor allem als Ideeengeber verstanden hatte. Als dann wegen der benötigten Fördermittel der Verein wirklich gegründet, notariell beglaubigt und gerichtlich eingetragen werden musste, gehörte Landolf nicht zum Vorstand. Die Mühen der Ebenen, sollte man sie als solche bezeichnen dürfen, mussten andere bewältigen. Als Literatursalon-Vereinsvorsitzender der Michael Carl schließlich der Arbeit nach in die alten Bundesländer zog, wurde der Literatursalon e.V. liquidiert und seine Mitglieder in den Literaturverein übernommen. Wie auch die von ihm begründete Lesereihe und die Veranstaltungsform, die es als »Literatursalon« bis heute einmal im Quartal in Suhl gibt.

Erlebt habe ich Landolf dann ab 2004 wieder mehrfach, diesmal in seiner Funktion als Stadtratsmitglied in Suhl (1994 war sein Wohnort Dietzhausen im Zuge der Thüringer Gebietsreform Ortsteil von Suhl geworden). Um den inzwischen in mancherlei Hinsicht un-

beliebt gewordenen Suhler Oberbürgermeister Dr. Martin Kummer (CDU) abzulösen, gründete sich vor der Kommunalwahl 2004 die Wählervereinigung »Aktiv für Suhl«. Eines ihrer Hauptthemen war damals der Kampf gegen die von einem regionalen Verband zu bauende Müllverbrennungsanlage im benachbarten Zella-Mehlis. Verbandsvorsitzender war Martin Kummer. Landolf Scherzer wurde der Spitzenkandidat von »Aktiv für Suhl« und konnte bei der Kommunalwahl am 27.6.2004 6144 Stimmen auf sich vereinen. Nur Martin Kummer selbst, der als Oberbürgermeister die Liste der CDU anführte, kam mit 6684 Stimmen noch auf mehr. Das war ein enormer politischer Erfolg für die Wählervereinigung, die aus dem Stand nach der PDS mit 31,8 % mit 28,8 % der Wählerstimmen zweitstärkste Fraktion im Suhler Stadtrat wurde und die CDU mit 25,5 % auf Platz 3 verwies. Und es war auch eine Bestätigung dafür, wie sehr Landolf in seiner Stadt galt und wie viele Menschen ihm eben auch ein politisches Amt zu trauten, ihm, dem immer schon politisch denkenden Schriftsteller. Landolf Scherzer war nun im Stadtrat von Suhl, im Kulturausschuss, im mühsam zu gehenden Alltag der Politik vor Ort unterwegs. Am 26.4.2006, im letzten Stadtrat vor der Oberbürgermeisterwahl, bei der eine Abwahl von Kummer in greifbarer Nähe war (und auch stattfand zu Gunsten des »Aktiv für Suhl«-Kandidaten Dr. Jens Triebel) erklärte er seinen Rücktritt. Die Redakteurin Heike Hüchtemann schrieb dazu am 27.4.2006 im »Freien Wort«: »Scherzer habe erfahren müssen, 'dass der OB mit Machtarroganz die mühevollen Arbeit von Stadträten boykottiert. Das kann ich nicht mittragen! Scherzer warf das Handtuch, zog die Konsequenz der Mandatsniederlegung, packte ein und ging.«

Ich arbeitete zu jener Zeit als Pressesprecher bei der Stadt und war praktisch bei jeder Stadtratssitzung dabei. Manchmal sah ich von meinem Pressetisch zu ihm hinüber. Nein, war ich mir sicher, das war nicht sein Ding. Und ja: ein Schriftsteller muss seinen Weg gehen. Unbeirrbar. Und schreiben. Das hat Landolf Scherzer zeit seines Lebens getan. Hat sich

eingemischt, durchbeißen müssen, Freunde gefunden, Wegbegleiter auch mal vor den Kopf gestoßen. Hat seine Sicht auf viele Dinge eingebracht, ob sie nun mehrheitsfähig waren oder nicht; ein Schriftsteller darf darauf keine Rücksicht nehmen, wenn er bei sich bleiben will. Landolf ist bei sich geblieben. Eine der jüngsten gemeinsamen Veranstaltungen war Landolfs Moderation unserer Weihnachtslesung als Südthüringer Literaturverein im Bürgerhaus Dietzhausen am 13.12.2018.

Begegnungen mit ihm sind nicht immer einfach für mich, vielleicht, weil wir in unterschiedlichen Ligen »spielen« und ich das zu spüren meine. Und vielleicht auch, weil wir politisch unterschiedlich denken und andere literarische Ansätze verfolgen. Aber Begegnungen mit Landolf Scherzer sind immer bereichernd - und seine Lesungen bis heute Legende. Alles Gute dem Ersten der Schreibenden in unserer Region zum Jubiläumsgeburtstag 2021 und noch viele bereichernde Anregungen von hinter dem Rennsteig hinaus in die Welt!

Hans-Dieter Schütt

Sicht ist mehr als Ansicht

*Weite, Bäume, Wind! Der feste Boden!
Die wirkliche Welt! Kontakt! Kontakt!
Wer sind wir? Wo sind wir?
Henry David Thoreau*

1.
Unter jeder Tür steht ein Engel, der sich nicht entscheiden kann, ob er ins Haus gehört oder ins Freie. Auch hier. Drinnen die Ofenbank, draußen die Holzbank. Wo es schön ist, ist es schwer, nicht irgend einem Trost in die Arme zu laufen. Hier bist du verloren und frei. Kleines Haus am Wald, nein, eher schon mittendrin.

Heimkehr aus den Abenteuern - hierher. Es ist keine Abkehr von Welt. Dieser zähe Kerl hat überall ein Gespür für das, was wir nicht benötigen: unser wichtigster Besitz. Ein uralter

Frieden springt hier in sehr dunklen Bäumen von Ast zu Ast. Nichts geht verloren auf der Landkarte, sehr wohl aber die Anmaßung der Horizonte. In der Stille von Dietzhausen nur Landolfs Fluch gegen die dröhnenden Rasenmäher rundum. Zum Glück: Viele Naturfreunde sind bloß wochenendlich. Es ist hier, als wollten sich die Dinge aufmachen ins Einfache, das unabhängig sein will von aller Beschreibung.

2.

Der Wald passt gut zu ihm, obwohl sein Werk seit jeher ins Leben ging, dorthin, wo gerodet, gebaut, gewirtschaftet, kultiviert, betoniert, besiedelt und besiegelt wird. Alle Wesen suchen Nachbarschaft, das treibt die Menschewelt an, das jagt die Leute aufeinander zu, und es vermischen sich Solidarität und Egoismus. Davon erzählen seine Bücher.

Zwischen Suhl-Heinrichs, wo einst die Wohnheime der gastarbeitenden Mocambiquaner standen, und Kazims Dönerbude im Erfurter Bahnhof, zwischen sowjetischem, dann russischem Wolgograd und tschechischem Pec bewegte sich dieser Reporter als Arbeiter gegen den anteilmelosen Raum, er bewegte sich als Anwalt jener "schlaflosen Welt", die für Stefan Zweig innerste Heimat des reportierenden Schreibens zu sein habe. Weil "von Nahen zu Fernen unsichtbare Fäden der Besorgnis schweben"; keiner ist schließlich allein mit sich und seinem Schicksal, "jeder späht aus sich hinaus in die Ferne".

3.

Er ist das Gegenteil eines Romantikers. Ein bisschen spielt, kokettiert er mit dieser Abwehr - als sprächen schon derbe Hände gegen ein weiches Gemüt. Viele Gespräche hatte ich mit ihm, Gespräche in dieser Schreibhütte hinter Suhl, und immer war ich überwältigt: dies kathedrale Raumerlebnis in Grün und Düsternis. Der Wald: Göttliches, Gefahr - und Grenze. Sie verwandelt jeden, der ihn betritt ... Landolf ließ mich dies Zeug so dahinplappern; einer, der hegt und pflegt, hat tatsächlich andere Sorgen als so ein Kurzbesuchstädtler, hineinversetzt plötzlich ins ungewohnte Grün. Sin-



Landolf Scherzer vor seinem Haus – Foto: Harald Wenzel-Orf

nieren unter lichtschnitzfreiem Himmel? Wunderbare Kopffreiheit für Diesseits und Jenseits, Körper und Seele? Der Wald als Überfluss an schöner Weltfremdheit? Unausgesprochene Gegenwehr zur hegelianischen Vernunftpedanterie? Scherzer hört sich die Schwärmerei an, schleicht weg zu seinen Gartengeräten. Für ihn bleibt der Lebensstil der Einsamkeit doch ein Labor der Berührungen. Er erlebt sein häusliches Abseits als natürliche Abwehr gegen lästige Denksysteme und äußerliche Ordnungsmethoden, und schreibend gelangen ihm Zugriffe auf Zusammenhänge – um der Existenz einen Impuls zurückzugeben. Betont nüchtern ist er in seiner sanften Unerbittlichkeit, das Wesentliche aufzurufen. Nein, es herbeizubeobachten. Um inmitten der (doch sehr belebten!) Abgeschiedenheit möglichst stiftend an Welt beteiligt zu bleiben.

4.
Ein störrischer Querfeldeinläufer ist er. Zwischen Thüringen und Thessaloniki, Petersburg und Peking, Maputo und Moncada, Samar-

kand und Suhl, Kaluga und Kamyschin, Banat und Bad Salzungen. Reportagen aus der lebendigen wie der sterbenden Sowjetunion, aus Tschernobyl und Temeswar. Er wanderte am ehemaligen deutschen Todesstreifen entlang, porträtierte Menschen auf beiden Seiten der einstigen Grenze. Das Reisen betreibt er nicht, um sich zu zerstreuen, sondern um sich zu verlieren. In anderen Existenzen, anderen Fragen, anderen Anschauungen. Sich reicher wähnen durch aufkommende Unsicherheit im Urteil, worüber auch immer. In seinen Reportagen nimmt sich Scherzer auf eine Weise zurück, die staunen darüber macht, welche Spannung Lakonik und Sachlichkeit erzeugen können. Sein Arbeiten hat Straßenstaub und Grassamen an den Schuhen. Seine Kunst ist Sicht, nicht Ansicht. Sicht ist mehr. Schriftsteller Peter Gosse fand in seiner Laudatio zum Walter-Bauer-Preis zur schönsten Beschreibung: dass Scherzer sich in die Welt "zart verbeiße".

5.

Das Verbindende in all seinen Büchern findet sich in einem Satz von Robert Musil: "Die Hälfte der Weltgeschichte ist eine Liebesgeschichte." Scherzers Liebe gehört nicht automatisch den Leuten, denen er sich nähert, aber sehr wohl gehört diese Zuneigung allen Formen der Annäherung - um in Lebens-Läufe zu schauen, in all das Wilde, Wüste, Weiche, Wühlende, Wattige, Wetterfeste, Wunde, Wunderliche, Wütende, Wohltätige, Windige, Würdige ihrer Beharrungs- und Beweggründe, ihrer Aufundab-Gründe. Er mag keine Nachlässigkeit beim Blick auf Existenzkräfte. Vertrauen ist ein Schlüsselwort zur Erklärung der Dinge, die sich zwischen diesem Reporter und seinen Gesprächspartnern vollziehen.

Was ihm fehlt, ist die Kühle des distanzierten Aufrechners - so betrat der Autor zum Beispiel manchen Ort der geliebten, dann brüchigen Sowjetunion in der Haltung, mit der ein Erwachsener das einstige eigene Kinderzimmer betritt: mit Herzklopfen und der wehmütvollen Entdeckung, dass in den aufgeräumten Ecken, wenn man genauer hinsieht, doch noch Traumreste liegen.

6.

Sag zum Erdboden Erdreich, und schon stehst du anders. Nenn die Namen von Pflanzen, und du sprichst Welten und Wunder aus. Einmal habe ich Landolf Scherzer gefragt, was so alles wächst um ihn und sein Schreibhaus herum, und er zählte auf, und ich konnte zusehen, wie jemand seinen Reichtum gestand. Da gab mir ein Mensch Einblick in seine Konten.

Apfel, Brennnessel, Wicke, Forsythie, Spitzwegerich, Sauerampfer, Quitte, Holunder, Löwenzahn, Himbeere, Mangold, Taubnessel, Möhre, Basilikum, Arnika, Margerite, Zwetschge, Moos, Parasolpilz, Linde, Herbstzeitlose, Giersch, Buntnessel, Steinbrech, Oregano, Gurke, Amerikanischer Brenner, Vogelmiere, Salbei, Hibiskus, Distel, Sonnenblume, Meerrettich, Rhabarber, Eberesche, Lauch, Zinnkraut, Eberesche, Wermut, Stiefmütterchen, Eiche, Bohne, Breitwegerich, Schafgarbe, Dill,

Buche, Arnika, Essigbaum, Johannisbeere, Lupine, Fingerhut, Pfefferminze, Zwiebel, Birke, Kartoffel, Schlüsselblume, Lärche, Gänseblümchen, Liebstöckel, Vergissmeinnicht, Nachtjasmin, Brombeere, Efeu, Fichte, Radieschen, Zitronenmelisse, Sonnenhut, Heckenrose, Farn, Knoblauch, Alge, Herbstestern, Kohlrabi, Veilchen, Estragon, Glockenblume, Schlingkraut, Stachelbeere, Topinambur, Esche, Kresse, Quecke, Majoran, Johanniskraut, Kürbis, Klee, Butterblume, Sellerie, Ginster, Petersilie, Schierling, Jelängerjelier, Tomate, Kanadische Goldrute. Pause. "So", fügte er hinzu, "das und noch mehr ..."

7.

Wohin er auch fuhr mit seiner Kraxe und dem Notizbuch. Immer wiederkehrend auf den Reisen: ein Alltag mit der Frage aller Frage - welcher Mensch steckt hinter jedem Menschen? Und wie soll man leben? Die Antwort steht in seinen Büchern: dass Antwort nie gefunden wird. Nie und nirgends.

Achtzig Jahre? Alter heißt: nicht mehr alles wissen wollen. Wird kommen, was wir schon immer gewusst haben? Das einst groß Gedachte hat dieser Reporter stets in Beziehung gesetzt zu den Erfahrungen des einzelnen Lebens. Das musste zwangsläufig Widersprüche offenlegen. Widersprüche bergen neue Möglichkeiten. Letztere sind ihm wohl etwas ausgegangen, so, wie einem volles Haar ausgeht, oder wenigstens wird es grau. Aber sag Silber zum Grau, und es leuchtet.

Annerose Kirchner

»kiki« erinnert sich für Landolf Scherzer

»Was macht den Spreewälder stark? / Kneedeln, Leinell und Quark...« Teil eines Spruches aus der Speisekarte der Gaststätte »Zum grünen Strand der Spree« in Lübbenau. Diese Wörter spuken mir gelegentlich im Kopf herum, begleitet von erstaunlich bildhaften Erinnerungen an eine Zeit, die einige Jahrzehnte zurückliegt und über die ich noch nie geschrieben habe.

Das genannte Zitat stellte Landolf Scherzer an den Beginn der Geschichte »Vom Essen – oder: Es geht nicht nur um die (Grütz-)Wurst« stellte. Damit beginnt der Reportageband »Spreewaldfahrten«, das zweite Buch des Autors, erschienen 1975 im Greifenverlag zu Rudolstadt.

1975 - ein Jahr der Entscheidungen, vor allem beruflich, für Landolf Scherzer - und für mich. Dazu später. Uns verband als Kollegen in der Redaktion der Tageszeitung »Freies Wort« in Suhl ein Stück gemeinsame Wegstrecke. Landolf begegnete ich zum ersten Mal 1968 in den Räumen der Redaktion, denn da begann meine Lehre als Steno-Phonotypistin. Im Herbst war ich 17 geworden und wechselte im mehrwöchigen Takt zwischen der Kaufmännischen Berufsschule Suhl in der Lauter und dem Redaktionsgebäude in der Wilhelm-Pieck-Straße. Seit meinem 14. Lebensjahr schrieb ich Gedichte. Es war logisch, mit dem Beginn der Lehrzeit den Kontakt zum »Zirkel schreibender Werktätiger« in Suhl zu suchen. Er tagte zweimal im Monat in einem Raum im Kulturhaus »7. Oktober«.

Die kleine Gemeinschaft leitete die äußerst engagierte Kulturredakteurin Hannelore Schwarz, eine ehemalige Schauspielerin, die im Alter noch einmal auf das Schreiben umgesattelt hatte. Wir beide wurden über zwei kurze Jahre bis zu ihrem frühen Tod gute Freundinnen. Hannelore mochte mich sehr und glaubte fest daran, dass ich Journalistik studieren könnte:

»Kleene, du schaffst es!« Sie war eine eindrucksvolle Persönlichkeit, rothaarig, dunkle Stimme, Kettenraucherin, klug, liebevoll und menschlich integer. Sie opferte sich für ihren Beruf im wahrsten Sinne des Wortes auf und schrieb lebendige Beiträge. Als Kollegin von Landolf Scherzer im »Freien Wort« verknüpften sich die Kontakte auf vielseitige Weise.

Landolf fiel sofort in der Schar der Redakteure auf: Er war jung und dynamisch, spitzbübisch, machte gerne Späße, trug legere Klamotten, hatte verstruwweltes Haar und war immer locker. Und er hatte einen Schlag beim weiblichen Geschlecht, auch bei den älteren Sekretärinnen im Schreibzimmer, die seine Art des Auftretens sehr mochten. Wenn Landolf unsere Räume betrat, änderte sich das Stimmungsbarometer auf Heiterkeit.

Schnell wurde mir klar: Landolf konnte schreiben. Ich las seine literarischen Reportagen gern, sozusagen taufersch in der gerade gedruckten Zeitung. Er war der »rasende Reporter« in persona, der von draußen seine Geschichten mitbrachte, anders als mancher Redakteur, der den ganzen Tag auf seinem Stuhl hockte und politische – von oben abgesegnete – Kommentare für die SED-Zeitung schrieb.

Seine Texte durfte auch ich tippen – meist direkt vom Blatt. Landolf besaß schon damals eine einprägsame Handschrift, die sich bis heute kaum wesentlich verändert hat. Ich habe sie noch immer vor Augen, und ich höre auch seine Stimme wie ein Echo ... Ob es die SED-Bezirksleitung Suhl oder eine höhere Parteiinstanz war, weiß ich nicht mehr, jedenfalls herrschte kein Mangel an Valuta-Mitteln. Also, Westgeld. Damit kauften die Genossen für die DDR die damals beste Bürotechnik aus dem Westen, auch für das »Freie Wort«.

In der schallisolierten Diktierkabine schräg gegenüber dem Schreibzimmer sprach Landolf wie andere Redakteure seinen Text auf eine robuste, mit harten Rillen versehene »Schallplatte« des Assmann Universa Magnetplattenpielers (heute werden wenige Exemplare

als »antikes Gerät« im Internet käuflich angeboten). Diese Platte (etliche Hunderte Male besprechbar) legte ich in ein Wiedergabegerät, wohl Assmann Reproducta, trat aufs Fußpedal, das den Kopfhörer steuerte, setzte die elektrische Schreibmaschine »Optima« aus DDR-Produktion in Gang und tippte wie eine Weltmeisterin los. Da war meine Lehrzeit schon längst beendet und ich fest angestellt. Mein Zeichen auf dem Manuskriptpapier und in Briefen lautete stets »ki.«. Landolf machte bald sehr schnell daraus: »kiki«. Er nennt mich bis heute noch so. Er ist der einzige Mensch, der das darf!

Es war immer spannend, den Weg seiner Manuskripte bis zur gedruckten Titelgeschichte – auf Seite 1 – der Wochenend-Beilage zu verfolgen. Landolfs Texte lasen sich dann ganz anders. Gedruckt ist gedruckt. Vielleicht wurden diese Reportagen auch wichtig auf meinem Weg zur Autorenschaft, wer weiß ... Im »Freien Wort« saugte ich alles auf, was in der Redaktion, im Verlag und in der Druckerei vor sich ging, machte noch eine Ausbildung im Handsatz der Setzerei und wurde bald auch Volkskorrespondentin (mit Ausweis!) mit kleinen Nachrichten aus Zella-Mehlis, wo ich wohnte. 5 DDR-Mark betrug das Honorar für eine Meldung, 8 Mark für einen etwas längeren Einspalter.

Der lang gehegte Wunsch, Journalistik zu studieren, erfüllte sich - Gott sei Dank - nicht. Ich hatte kein Abitur. Der Verlag (Kaderabteilung) im »Freien Wort« untersagte mir regelrecht den Besuch der Abendschule, weil ich eine Zeitlang in der Druckerei im Schichtdienst arbeiten musste. Es wäre per Fernstudium nur eine Tätigkeit in der Lokalredaktion möglich gewesen. Und da ich intensiv an eigenen Gedichten arbeitete und das Schreiben immer stärker mein Leben bestimmte, stand die Frage im Raum: Wie geht es weiter? 1970 wurde ich Mitglied im Schreibzirkel von Walter Werner und kurze Zeit später Gasthörerin im Schriftstellerverband der DDR, Bezirk Suhl. Ab 1972 stand ich mit Wulf Kirsten im schöpferischen Kontakt. Er brachte mich zum Aufbau-Verlag. Höhepunkt war die mehrfache Teil-

nahme an den »Saarower Gesprächen« des Verlages für Nachwuchsautoren.

Mein nicht zu sättigender Wissens- und Bildungsdrang war eminent und stark. Ich wollte lernen, mich weiter bilden, studieren und nicht als »Tippse« im 8 3/4-Stunden-Tag im Schreibzimmer versauern. Der stellvertretende Chefredakteur G. K. hatte dazu seine eigene Meinung und hielt mich mit Vertröstungen hin. Im Herbst 1974, im letzten Gespräch, sagte er zynisch: »Du kannst auch noch mit 40 studieren! Du hast bei uns viele Möglichkeiten als Sekretärin und Tastomatensetzerin, bist vielseitig einsetzbar.« Da war mir klar, ich muss meinen eigenen Weg gehen und mich bald entscheiden. Wulf Kirsten bestärkte mich dabei.

1975 verließ Landolf die Redaktion, weil er wegen seiner offenen und kritischen Reportagen ständig von den verknöcherten Betonköpfen in der Chefetage gemäßregelt wurde, bis hin zu Parteistrafen. Er wurde freischaffend, hatte bereits 1971 seinen ersten Band »Südthüringer Panorama« veröffentlicht und schrieb nun weiter Bücher. Landolfs Weggang war wohl der letzte Ausschlag, um aktiv zu werden. Ich sah endgültig keine Perspektive in dieser Zeitung. Hatte dort, bis auf Erna, eine ältere, liebe Kollegin im Schreibzimmer, keine Unterstützung. Aus der geistigen Enge in der »Gebirgsrepublik Suhl« wollte ich weg. Die Berge begrenzten mich, nahmen mir die Sicht. Kontakte zu Gleichgesinnten existierten so gut wie gar nicht. Kurz nach Landolfs Ausscheiden bewarb ich mich 1975 am Institut für Literatur »Johannes R. Becher« in meiner Geburtsstadt Leipzig und wurde für das Direktstudium 1976-1979 angenommen. 1976 veröffentlichte der Aufbau-Verlag meinen ersten Prosatext, das literarische Porträt über einen Bierbrauer in Meiningen.

Ein neuer Lebensabschnitt begann. Landolf beschritt weiter seinen Weg als freischaffender Autor, und ich ging meinen eigenen – zuerst im Brotberuf am Theater. Auf Leipzig folgte Gera, wo ich nun seit 42 Jahren lebe, mit Blick auf den Herbst, in dem ich das 70. De-

zennium ansteuere. Landolf ist 10 Jahre älter, er ist mir stets ein Stückchen voraus, das macht aber nichts. Wenn wir uns, nicht sehr oft, begegnen, dann sehe ich immer den jungen, burschikosen Kerl vor mir, der im Schreibzimmer seine Manuskripte tippen ließ ...

Postskriptum: Lieber Landolf – es ist keine Geburtstagseloge zum 80. auf Dich und Deine Bücher geworden. Ich weiß, Du magst das sowieso nicht. Deshalb nur symbolisch ein Schulterklopfen, ein Drücken. Alles Gute von »kiki«!

Christa Geisthardt

Brief an Landolf Scherzer

Februar/März 2021

Sehr geehrter Herr Scherzer,

So lange schon wollte ich diesen Brief an Sie schreiben und immer fehlt dazu irgendetwas. Einmal war es die Anschrift, dann fehlte die Zeit, manchmal auch der Mut. Aber jetzt muss es werden! Auslöser war der Bericht im »Freien Wort« von Dienstag, dem 23.2.2021.

Erfahren habe ich von Ihnen und ihrem Buch »Fänger und Gefangene« durch meine Studienkollegin Marion Walther (heute Barth). Sie hat voller Begeisterung von Ihnen erzählt, und dass Sie in ihrer Nachbarschaft in Dietzhausen wohnen würden. »Ein sehr netter umgänglicher Mensch – nicht abgehoben.« – sagte Marion. Hab mir dann das Buch gekauft – angesteckt von der Begeisterung, mit der Marion von Ihnen sprach. Nachdem ich das Buch dann gelesen hatte, dachte ich: »Der traut sich aber was, so über die Partei, ihre Versammlungen etc. zu schreiben.«

In den späten 80er Jahren (ich arbeitete als Erzieher und Betreuer für ausländische Lehrlinge im LWH des VEB Schrauben- und Normteilewerkes in Hildburghausen) wurde ich wieder mit Ihrem Buch konfrontiert. Im Betrieb gab es eine Betriebsbibliothek und deren

Leiterin machte Buchlesungen für Brigaden und auch für die Lehrlinge im LWH.

Hier las sie und interpretierte »Fänger und Gefangene«. Linientreu hob sie hervor, wie großartig der Autor die Rolle der Partei dargestellt hätte. Es hat mich fast zerrissen. Wäre nicht meine Chefin (selbst linientreues Parteimitglied) dabei gewesen – ich glaube, ich hätte was gesagt. Nahezu euphorisch zitierte und las die Bibliothekarin über die Parteiversammlungen an Bord.

Anderes Szenario: Ende der 90er Jahre gab es eine Buchlesung mit Landolf Scherzer in Hildburghausen – organisiert von dieser ehemaligen Leiterin der Betriebsbibliothek. Jemand hatte mich darauf aufmerksam gemacht und ich war dabei: Sie lasen aus mehreren Büchern, u.a. auch aus »Fänger und Gefangene« und interpretierten Textstellen und beantworteten Fragen dazu.

Die Bibliothekarin war perplex, als sie erkannte, dass es eher parteikritisch zu sehen war. Sie konnte sich gar nicht beruhigen, weil sie es immer anders verstanden hatte. Das war ein wenig amüsant für mich. Ich finde es großartig, wenn Autoren selbst aus ihren Büchern lesen. Am erkennt am Tonfall und an der Art des Vortrages viel eher, wie der Inhalt zu verstehen ist. (Vielleicht sehe auch nur ich das so, weil ich mit dieser Ansicht häufig auf Unverständnis stoße.) Aufgefallen ist mir das, als Erwin Strittmatter aus seinem »Pony Pedro« las und ich »Tinko« danach anders verstand.

Gerne lese ich in Ihren Büchern, auch wenn ich längst nicht alle gelesen habe. Ähnliche Erfahrungen wie Sie im »Grenzgänger« habe ich auch gemacht. »Tschernobyl« ist erschütternde Tatsache, »Mitleid ist umsonst, Neid musst du dir erarbeiten« finde ich nicht nur vom Titel her schon köstlich. Ich bin der Marion dankbar, dass sie mir Landolf Scherzer näher gebracht hat. Inzwischen habe ich mehrfach an Lesungen mit Ihnen teilhaben dürfen auch in Suhl. Und immer ging ich mit dem Gefühl nach Hause, es war herrlich, Ihnen zuzuhören. Da ist einer, der die Welt sieht wie



Landolf Scherzer – Foto Siegfried Nucke

sie ist und die Sache – nicht sich selbst – in den Mittelpunkt stellt.

Zu einer dieser Lesungen in Suhl hatte ich meine blinde Freundin Karin eingeladen. Sie ist für mich sehr besonders und wichtig (mein »Geh-Steckele«). Sie kannte auch schon Werke von Ihnen und freute sich auf den Abend in Suhl. Speziell ist Karin, weil sie (wie Antoine Saint-Exupéry seinen kleinen Prinzen sagen lässt: »... man sieht nur mit dem Herzen gut.«) ihre Umwelt sehr intensiv mit dem Herzen und allen Sinnen (außer Sehen) wahrnimmt. Mit so viel mehr Aufmerksamkeit geht sie durchs Leben. Der Abend mit Ihrer Lesung in Suhl (es war – glaube ich im Zusammenhang mit ihrem 70. Geburtstag) hat tiefen Eindruck bei ihr und mir hinterlassen. Wir haben

noch oft davon und darüber gesprochen. Ihre Art, Dinge darzustellen und anzusprechen, geht unter die Haut.

In der Hoffnung, Sie mit meinem Brief bisher nicht allzu sehr gelangweilt zu haben, noch ein paar kurze Sätze zu mir. Ich bin ein Kind der DDR, geb. im November 1949. Mein Vater war Taxifahrer und Büroangestellter bei einem Autohaus in Hildburghausen, meine Mutter meistens Hausfrau. Ich hatte eine gute Kindheit mit meinem 1944 geborenen Bruder. Unsere Eltern gaben sich alle Mühe im Rahmen ihrer Möglichkeiten (mit maximal 450 Mark im Monat).

Von frühester Kindheit an hatte ich einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn, vor allem für

andere, nicht immer zu meinem Vorteil. Andere konnte ich immer besser verteidigen. Schule fand ich immer schön, weil ich auch vorwiegend sehr gute Lehrer hatte. Ich war Mitglied der Pionierorganisation und in der FDJ. Der Partei (SED) trat ich nie bei, auch wenn man mir das nahe legte. Ich fand die Ziele der Kommunisten gut und bewunderte die Menschen, die für diese Ziele ihr Leben opferten. Später – mit etwas mehr Menschenkenntnis – und bis heute halte ich diese Ziele für nicht umsetzbar, nicht mit den Menschen, die wir zur Verfügung haben. Bewusst habe ich mich gegen die Partei entschieden, weil viele Mitglieder in der Parteizugehörigkeit nur ihren persönlichen Vorteil suchten.

Trotzdem bekomme ich heute so einen Hals, wenn »Wessis« die DDR erklären wollen und nur alles Negative in den Vordergrund rücken. Es war nicht alles gut und gerecht in der DDR, aber genauso viele Unrecht gab es auch in der BRD. Traurig finde ich nur, dass nach mehr als 30 Jahren Einheit bei sehr vielen Entscheidungsträgern noch immer keine Einheit existiert und mehr denn je an Volksverdummung gearbeitet wird. Auf das Bildungssystem in der DDR lasse ich jedenfalls nichts kommen, außer dass die Politik überdimensioniert war.

Gerne würde ich mit Ihnen in Meinungsaustausch treten, obwohl ich weiß, dass es ein vermessener Wunsch ist. Jedenfalls bin ich froh, Sie und Ihre Bücher ein wenig kennengelernt zu haben. Mit Begeisterung lese ich die Vorabdruckseiten im »Freien Wort« aus dem Buch »Weltraum der Provinzen«. Fast zu jedem der bisher neun Teile könnte ich Ihnen einen Brief schreiben über ähnliche Erfahrungen und Gedanken. Zum Beispiel in Bezug auf die ehemalige Sowjetunion, die Ukraine und die Menschen dort, gibt es viele Anknüpfungspunkte. Ich freue mich jetzt schon auf dieses sehr persönliche Buch.

Mit herzlichen Grüßen und guten Wünschen,
Christa Geisthardt, Veilsdorf

Jens-F. Dwars

Was ist politische Literatur?

Für Landolf Scherzer

*Das wahre Leben gibt es nur im falschen.
Volksweisheit*

»Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied«, schreit Brander in »Auerbachs Keller«, als Frosch, sein Saufkumpan, vom »Heil'gen Röm'schen Reiche« lallt, wie's noch zusammenhalte. Froh sei er, weder Kaiser noch Kanzler zu sein, beteuert der Wortführer der Studentenbande, doch solle sie das nicht hindern, sich untereinander ein Oberhaupt zu erwählen. Sie wüßten ja, welche Qualität den Mann erhöht. Worauf Frosch sogleich die Nachtigall besingt, sie grüße sein Liebchen zehntausendmal ...

Männerzoten sind noch immer die Lieblingsthemen aller Stammtische, die gern das große Wort führen, aber nichts so meiden wie Verantwortung fürs Ganze zu tragen. Indem Goethe sie das Politische verdammen läßt, schafft er ein politisch Lied, das den braven Deutschen »von echtem Fleisch und Blut« den Spiegel vor die Nasen hält.

Es gab einmal ein Land, in dem das politische Lied das liebste der Herrschenden war, die Liebeslieder für Relikte einer überlebten Zeit hielten. Freilich liebten diese Herrscher vor allem jene Lieder, die aus ihrer Jugend stammten, die vom Aufbau einer neuen Welt sangen und vom Marschieren in eine neue Zeit. Die neue Jugend aber, die in die aufgebaute Welt hinein geboren wurde, vermochte in dem, was den altgewordenen Herren lieb und teuer erschien, nur noch Relikte einer überlebten Zeit zu sehen. Und sie sangen Lieder, die wild waren und hungrig wie das Begehren in ihnen. Garstige Lieder, die sich die Alten verbaten und die sie den Jungen verboten.

Das Private wurde plötzlich politisch, weil es ums Ganze ging, um eine andere Art des Lebens, des Umgangs miteinander, um den es sich zu streiten lohnte, einen Herbst und einen

Sommer lang, als so vieles möglich schien. Doch der Augenblick der Offenheit verging wie ein Wimpernschlag, das Fenster schloß sich, bevor die Kontur des anders Möglichen kenntlich ward, der Riß in der Zeit verschwand, ein neuer Film lief an, den man nun Wende nannte, als bräuchte man nur umzukehren, zurück in eine Zukunft, für die neue Herren Patente bereit hielten, Erfolgsmodelle, denen man nur zu folgen brauche. Und das Politische wurde zur Privatsache eines und einer jeden, die nun genug damit zu tun hatten, für sich selbst zu sorgen, für ein Einkommen, das ein Auskommen sichert.

Auch die alten Herren zogen sich ins Private zurück, in Zirkel, die sie Vereine nannten, um die Lieder ihrer Jugend zu singen. Und manche machten ein Geschäft daraus, diese Lieder auf Silberscheiben zu pressen, und sie sprachen von der guten alten Zeit, wie einst jene, die ihren Kaiser vermißten. Sie beschworen die Erinnerung an eine Zukunft, von der niemand mehr hören wollte. Doch auch die Erfolgsmodelle der vormals Erfolgreichen verbürgten keine Erfolge mehr. So schwand der Glaube an jegliche Zukunft und gebar die Gegenwart eine Ungewißheit, die viele betäubten, indem sie an Stammtischen lustige Lieder sangen und nach Schuldenböcken Ausschau hielten, um ihrer mißlichen Lage zu entkommen.

Und einige gibt es, die ziehen hinaus, um das Unbekannte im Bekannten zu entdecken, um von unten und von seinen Rändern aus jenes ungewisse Leben zu beschreiben, das von oben betrachtet so friedlich und satt erscheint. Hört ihr seinen Atem?

Frank Quilitzsch

Ein Gespräch im TLQ über den abwesenden Herrn Scherzer

Einer fehlt. Wir merken es bereits bei der Suche nach der richtigen Kneipe. Keiner will die Führung übernehmen. Mal geht der Literaturmanager Martin S. voran, mal trippelt im langen feinen Mantel der dichtende Landtags-

abgeordnete Hans-Jürgen D. an der Spitze. Der Satiriker Matthias B. schlurft in Turnschuhen hinterher.

»Wohin denn nun?« nörgelt er. »Bei Wielands ist es zu laut, Sommers haben noch geschlossen, und im Frauentor-Café sind zu viele Touristen. Vielleicht sollten wir uns mal entscheiden.«

»Versuchen wir's bei Eckermann«, schlage ich vor.

Ein Ort, wie geschaffen für unser Unterfangen.

»Tja«, seufzt Martin, als wir im neueröffneten Eckermann-Stübchen in der Weimarer Brauhausgasse sitzen, »wenn er jetzt hier wäre, was würde wohl tun? Er würde seinen Rucksack öffnen, und Äpfel und Thüringer Wurst kämen auf den Tisch.«

»Und eine Pulle Rhöntropfen machte die Runde«, ergänzt Hans-Jürgen und blickt sich nach dem Kellner um.

Martin: »So müssen wir alles bezahlen und auch noch über ihn reden...«

Matthias leckt sich die trockenen Lippen.

Ich habe verstanden und ordere fünf eiskalte Wodka.

»Wieso fünf?« wundert sich Hans-Jürgen.

»Sind wir ein Quintett oder sind wir keins?« frage ich zurück.

Es ist das erste Mal, dass das gemeinnützig agierende Thüringer Literatur Quintett (TLQ) ohne sein ältestes Gründungsmitglied zusammenkommt. Landolf Scherzer ahnt nichts von unserer Sitzung, ist aber trotzdem dabei. Weil wir anlässlich seines Geburtstags über ihn reden. Ein Gespräch im Hause Eckermann über den abwesenden Herrn Scherzer.

Wir starren auf die sich drehenden Spulen im Diktiergerät.

Womit beginnen?

Der Kellner bringt die frostbeschlagenen Schnapsgläser.

»Landolf«, sage ich, »würde einen russischen Trinkspruch ausbringen.«

»Doswidanija pod stolom«, schnarrt unser Landtagstrinker. Was frei übersetzt »Auf Wiedersehen unterm Tisch« heißt.

So weit ist es noch nicht. Doch der Wodka löst die Zunge.

»Wir wissen doch, was wir an ihm haben«, macht Matthias den Anfang. »Er hat so eine Art, andere Leute, selbst wildfremde ins Gespräch zu ziehen. Und hinterher duzen sich alle.«

»Er besitzt die Gabe, die Leute aufzuschließen und zum Erzählen zu bringen«, bestätigt Martin. Ob die hinterher immer glücklich sind mit dem, was sie gesagt haben, sei eine andere Frage.

Matthias: »Naja, er ist schon ein gewiefter Taktiker.«

Hans-Jürgen: »Und ein mit allen Wassern gewaschener Strategie.«

»Im Unterschied zu seinem Freund Günter Wallraff«, werfe ich ein, »erkundet er mit offenem Visier. Es gibt eine Ausnahme. Erinnerst euch, wie er vor vielen Jahren als Hochseefischer anheuerte, ohne seine Schreibabsicht zu verraten. Das Buch ›Fänger und Gefangene‹ bekam dadurch einen ganz anderen Charakter.«

Martin: »Die Fischer auf dem Schiff haben das nicht gewusst?«

Matthias: »Doch, zum Schluss wussten es alle. Aber warum, muss man doch fragen, hat er sich überhaupt auf Fischfang eingelassen? Weil er, wie er an einer Stelle schreibt, mal rauskommen wollte aus dem engen Land.

Weil er wie wir ein Mensch mit Fernweh ist.«
Martin: »Er ist ja nicht nur mitgefahren, sondern hat sich auch der Arbeit unterworfen, harter Arbeit. So hat er auf einem Hochseeschiff die DDR erkundet und beschrieben.«

Hans-Jürgen: »Über welches Jahr sprechen wir überhaupt?«

Matthias zieht die Paperback-Ausgabe des Greifenverlags zu Rudolstadt aus der Tasche, zitiert: »Im Januar 1978 werden außer ihm noch 22 neu eingestellte Landratten in einem fünftägigen Schnellkurs seetauglich gemacht...«

»Fänger und Gefangene«, stellt sich heraus, war für drei von uns Auslöser der Bekanntschaft mit Landolf Scherzer.

Matthias: »Mir hat er mal gesagt, er erfinde deswegen keine Geschichten, weil die Geschichten, die er in der Wirklichkeit findet, viel interessanter seien.«

»Weicht er eigenen Konflikten dadurch aus?« frage ich.

Martin: »Er ist ein Reporter, der nie unpersönlich und niemals allwissend auftritt. Er bringt sich schon in die Vorgänge ein...«

Matthias: »Also, im ›Grenz-Gänger‹ kommt so was weniger vor. In seinen Reportagen ›Der Zweite‹ und ›Der Letzte‹ reflektiert er durchaus die eigene Verstrickung mit der Macht. Allerdings nicht auf persönlicher Ebene.«

Martin: »Vielleicht sollten wir mal seine Gedichte analysieren.«

Hans-Jürgen: »Welche Gedichte?«

Martin: »Liebesgedichte.«

Hans-Jürgen: »Was? Lass mal hören.«

Matthias: »Hier muss ich aber mal als Zensor einschreiten. Die sind nicht für die Öffentlichkeit!«

Hans Jürgen: »Weil wir gerade bei Gedichten sind, ich hab' ihm eins gewidmet.« Liest laut vor: »Für Landolf: In diesen windigen Zeiten / ausbrechen aus den Grimassen / und der Gymnastik // selber am Tisch sitzen / dieser kleine Schritt / zwischen Herr und Knecht / und doch verwelken / in der Seele deines Gartens / unsere Utopien«.

Alle: »Na sđorowje!«

Martin: »Nehmen wir das Wort ›Utopie‹. Er ist einer, der immer die Hoffnung aufrechterhält, dass es gerechter zugehen kann, der immer auf der Seite der Schwachen und Benachteiligten steht und eine Gesellschaft danach beurteilt, wie sie mit diesen Menschen umgeht. Deren Sorgen und Nöte sind ihm nahe.«

Matthias: »Das ist sein Credo.«

»Aber habt ihr mal darüber nachgedacht, wo seine Schwächen als Reporter liegen?« werfe ich ein. »Ich glaube, dass er verführbar ist. Nicht durch Geld oder Macht, sondern durch Liebe und durch seinen Glauben an das Gute im Menschen.«

Hans-Jürgen: »Das ist mir sympathisch.«

Martin: »Ich finde es gut, dass er sich solidarisiert. Ich meine, ganz persönlich. Ob mit der Philharmonie in Suhl oder mit den Kalikum-peln in Bischofferode. Das ist kein Reklame-Akt, sondern ehrliches Mitgefühl. Da fährt er auch später nochmal hin und fragt, was aus den Leuten geworden ist.«

Hans-Jürgen: »Und er hält Kontakt zu jungen Menschen, macht mit ihnen Kommunalpolitik, nicht als PDS-Mitglied, wie irrtümlich behauptet wird, sondern mit der Wählerinitiative ›Aktiv für Suhl‹. Das sind vorwiegend Leute zwischen zwanzig und dreißig, die waren noch Kinder, als die Mauer fiel.«

Martin: »Ich habe auch was mitgebracht, die Kopie einer Beschwerde der Leitung der Betriebsparteiorganisation des VEB Kraftwerke Lübbenau-Vetschau über eine Reportage aus

dem Band »Spreewaldfahrten« von Landolf Scherzer aus dem Jahr 1975.« Er zieht einen Bogen aus seiner Jackentasche, faltet ihn auseinander, glättet ihn und liest: »In keinem Fall trägt die Abhandlung dazu bei, einprägsam auf das Leben der Menschen zu wirken (abgesehen im negativen Sinne), sozialistische Überzeugungen, Lebenseinstellungen und -beziehungen sowie den Sinn für Schönheit und die Ideale der Arbeiterklasse zu formen... Im Namen unseres Betriebskollektivs fordern wir, daß diejenigen, die für die erste Auflage verantwortlich zeichneten, wegen ihrer politischen Blindheit zur Rechenschaft gezogen werden und eine zweite Auflage verhindert wird.«

Wir kippen noch fünf doppelte Wodka.

Rechtsnachweis:

Bilder:

1. Umschlagseite: © Michael Reichel.
S. 6, 13, 28: ©Siegfried Nucke.
S. 16, 23, 4. Umschlagseite: Harald Wenzel-Orf / © Marion Wenzel.

Wir danken Michael Reichel und Siegfried Nucke für die Genehmigung zum Abdruck ihrer Fotos und Marion Wenzel für die Genehmigung zum Abdruck der Fotos von Harald Wenzel-Orf.

Texte:

Alle Rechte liegen bei den Autorinnen und Autoren. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Autorinnen und Autoren.

»Literaturland Thüringen aktuell« erscheint als kostenloses Mitteilungsblatt des Thüringer Literaturrates e.V. in loser Folge im PDF-Format.

Diese besondere Ausgabe erscheint im PDF-Format und als gedruckte Broschüre in einer einmaligen Auflage von 100 Exemplaren, die zum Preis von 5,00 € (incl. Versandkosten) beim Thüringer Literaterrat bestellt werden kann.

Bei Interesse am Abdruck eines Beitrags wenden Sie sich bitte per E-Mail an die Adresse: thueringer-literaterrat@gmx.de.

Impressum

Thüringer Literaterrat e.V.
Cranachstraße 47, 99423 Weimar
Tel.: 03643-9087751 | Fax: 9087752
E-Mail: thueringer-literaterrat@gmx.de
www.thueringer-literaterrat.de
www.literaturland-thueringen.de
Redaktion: Jens Kirsten
Redaktionsschluss: 6. April 2021.



